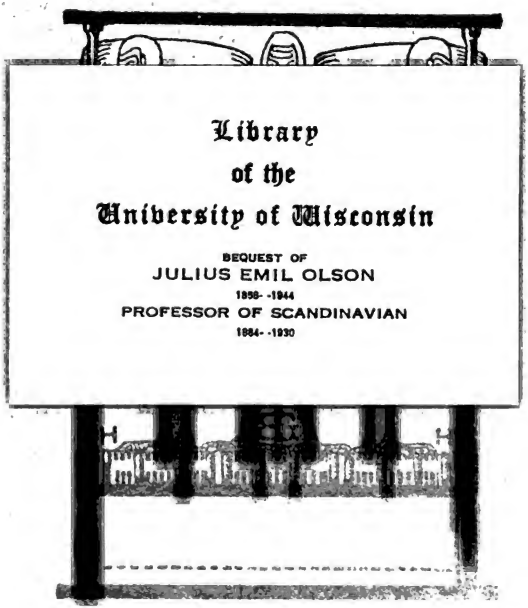
Germanische Mythologie

Julius von Negelein



Library
of the
University of Wisconsin

BEQUEST OF
JULIUS EMIL OLSON
1858- -1944
PROFESSOR OF SCANDINAVIAN
1884- -1930

Ein vollständiges Verzeichnis der Sammlung „Aus Natur und Geisteswelt" befindet sich am Schlag dieses Bandes.

G [illegible]

Digitized by Google

Verlag von B. G. Teubner in Leipzig, Poststraße 3

Künstlerischer Wandschmuck

für Haus und Schule. Farbige Künstlersteinzeichnungen

[illegible]

[illegible]

[illegible]

Digitized by Google

Verlag von B. G. Teubner in Leipzig.

Künstlerischer Wandschmuck

für Haus und Schule. Farbige Künstlersteinzeichnungen

Größere Blätter: [illegible]

[illegible]

[illegible]

Kleinere Blätter: [illegible]

[illegible]

Kleine Blätter:

Farbige Künstlersteinzeichnungen.

[illegible]

Erschienen sind 16 Blätter.

Je M 1.—, darunter:

[illegible]

Kampmann, Baumblüte — Bergdorf.

[illegible]

In Leistenrahmen . . . . M 1.80 (?)

In modernem Rahmen . . . . . M 5.—

Sammelmappe mit 10 Blättern nach Wahl . . . . M 12.—

[illegible] mit 6 Blättern nach Wahl . . . . M [illegible]

Wand-Friese:

[illegible]

Porträts: [illegible] M 1.—

Bauer, Goethe — Schiller — Luther.

Kampf, Kaiser Wilhelm I.

[illegible]

Böhmen: [illegible]

1908. Julius E. Olson

Aus Natur und Geisteswelt
Sammlung wissenschaftlich-gemeinverständlicher Darstellungen
95. Bändchen
Königsberger Hochschulkurse, Band IV

Germanische Mythologie

Von
Julius von Negelein

Druck und Verlag von B. G. Teubner in Leipzig 1906

Digitized by Google

Alle Rechte, einschließlich des Übersetzungsrechts, vorbehalten.

Digitized by Google

BZT
.N31 623501 G

Vorwort.

Im Sommer des vorletzten Jahres trat an mich die Aufgabe heran, für die Zwecke der hier bestehenden Hochschulkurse einen Zyklus von Vorträgen über die uns bekannten Bruchstücke germanischer Mythologie zu halten. (Ich absolvierte den Kursus im Winter-Semester 1904/05.) Obgleich meinem Fache nach Sanskritist, wollte ich die ehrenvolle Aufforderung nicht ausschlagen, weil meine religionsgeschichtlichen Bestrebungen und spezielle, lange gehegte Lieblingsneigungen mich immer wieder zur Beschäftigung mit dem deutschen Altertume geführt hatten, und die indologischen Berufsstudien mir manche Einzelheiten des altgermanischen Glaubenslebens verständlicher gemacht zu haben schienen. Auch standen mir einige, für die Zwecke meiner religionshistorischen Vorlesungen angelegte Sammlungen zu Gebote, die hier Verwendung finden konnten. Mit besonderer Freude und Dankbarkeit begrüßte ich Herrn Professor Dr. Uhls auf meine Bitte geäußerten Entschluß, mich durch das Lesen der Revisionen dieser Arbeit in mannigfacher Hinsicht zu unterstützen.

In den folgenden Vorträgen wollte ich weder exakte Einzeluntersuchungen, noch unbewiesene, nur anfangs überraschende Hypothesen geben, sondern, in dankbarer Erinnerung an die Männer, die sich um die Hebung des verloren geglaubten Schatzes deutschen Geisteslebens verdient gemacht haben, die Resultate von deren Forschungen zusammenfassen und in wissenschaftlich zulässiger, aber auch weiteren Kreisen genießbarer Form dem deutschen Publikum mitteilen. Wer immer auf unseren Gebieten sich bewegt hat, wird ohnehin gar leicht erkennen, daß eigenes Urteil und eigene Arbeit jedem einzelnen Kapitel dieses Büchleins zugrunde liegen.

Daß als erste Quelle meiner Darstellung J. Grimm's herrliches Werk in Frage kam, welches in mir vor langen Jahren die Begeisterung für germanischen Sinn und Geist geweckt hat,

Digitized by Google

brauche ich nicht zu betonen. Ein jeder Forscher auf dem Boden der heimatlichen Altertumskunde muß zu diesem Jungbrunnen echter, reiner Geisteskraft und wissenschaftlichen Forschens und Strebens seine Zuflucht nehmen. Daneben sind aber auch namentlich die gelehrten Arbeiten von E. H. Meyer und Mogk nicht unberücksichtigt geblieben, und vorzugsweise aus des ersteren „Mythologie" viele, an Ort und Stelle als entlehnt gekennzeichnete Einzelheiten übernommen worden.

Zur Beurteilung der folgenden Vorträge ist zu erwägen, daß deren Ziel die mündliche Belehrung war, daß also das Gegebene seinen Zweck verfehlen mußte, sobald der Vortragende sich in Einzelheiten verlor. Es kam mir deshalb weniger darauf an, Eigennamen und Mythenstoffe zu geben, als das Verständnis für religionsgeschichtliche Methode und Darstellung im allgemeinen, und für deutsches Glaubensleben im speziellen, zu erwecken, resp. zu fördern. Diesem Prinzipe sind die theoretischen Auseinandersetzungen in den zwei ersten Vorlesungen und manche ausführlicheren Erörterungen einzelner Probleme zu verdanken, während anderes dagegen mehr zurücktreten mußte. Namentlich bedauere ich, daß es in dem gesteckten Rahmen unmöglich war, eine umfassendere Darstellung des Opfers zu geben. Wer dagegen die, in allen Kompendien sich wiederfindenden eddischen Märchengeschichten vermißt, sei hierdurch auf die vorhandenen populären Bücher und meine, weiter unten begründete, Behauptung hingewiesen, daß der Mythus im altgermanischen Glaubensleben ziemlich unwesentlich war. Das letztere in seiner Totalität zu erfassen, war das höchste Ziel meiner Studien. Wenn ich nebenbei hier und da polemisch geworden bin, so lagen mir doch persönliche Zu- oder Abneigungen fern. Jenes romantische Ideal, das uns nicht dauernd befriedigen kann, weil es ihm dazu an Geist und Wahrheit zu sehr gebricht, und das doch noch heute in aller Köpfen spukt, mußte freilich auch hier entschieden bekämpft werden. —

Germaniens Glaube bedarf keiner Verkleisterungen, um groß und vollkommen zu erscheinen. Zwar hat die Bekehrungswut christlicher Eiferer seinen hohen Bau in Schutt und Trümmer geschlagen: — kein Bruchstück können wir an das andere zu fügen wagen, ohne die Möglichkeit eines Irrtums eingestehen zu müssen; vieles bleibt für ewig verloren. Aber die Vergleichung mit verwandten Schöpfungen läßt uns auf das Vorhandensein und

Digitized by Google

die Beschaffenheit vermißter Stücke bald mit größerer, bald mit geringerer Wahrscheinlichkeit schließen. Zudem kenne ich noch einen anderen, höheren Standpunkt als den des bloßen Detailforschers. Unserem in die Ferne und Tiefe schweifenden Sinne formen sich alle Einzelheiten zum erhabensten Ganzen, und wir durchwandern jenen Bau wie die Hallen eines gotischen Domes. Hier erfreut uns dieser, hier jener Pfeiler; hier diese, hier jene Verzierung. Jetzt jedoch richten wir den Blick langsam nach oben, und mit Staunen werden wir gewahr, wie jene tausendfach sich verästelnden Bögen, höher und höher über unserem Haupte emporschießend, stets mehr und mehr zur harmonischen Einheit zusammenfließen. Unser suchendes Auge aber, das in jenen Räumen das Einzelne nicht mehr zu unterscheiden vermag, übermittelt unserem Herzen das Gefühl des Ewigen, Unendlichen. Fürwahr, jenes Wort, das zunächst der Geschichtsforschung im engeren Sinne galt, behält auch für die Religionsgeschichte seinen Wert: das beste, was sie uns geben kann, ist die Begeisterung, die sie erregt. —

Königsberg i. Pr., im Januar 1906.

Der Verfasser.

Digitized by Google

Literatur.

Brüder Grimm, Kinder- und Hausmärchen. 2 Bde., Berlin 1812—1814 u. ö. (Auch in Reclams Universal-Bibliothek.)

J. Grimm, Deutsche Mythologie, 4. Ausg. v. E. H. Meyer, 3 Bde., Berlin 1875—1878.

E. H. Meyer, Germanische Mythologie (Lehrbücher der germanischen Philologie I). Berlin 1891.

Eugen Mogk, Germanische Mythologie; in H. Pauls Grundriß der germanischen Philologie. 2. Auflage. Band III, Lieferung 1, Seite 230—256; Lieferung 2, Seite 257—406.

Derselbe, Norwegisch-isländische Literatur, ebendaselbst Bd. II, Lieferung 3, Seite 555—768; Lieferung 4, Seite 769—923.

Wilhelm Uhl, Der Kaiser im Liede. Königsberg i. Pr. 1899, Seite 17.

A. Wuttke, Der deutsche Volksaberglaube der Gegenwart. 3. Bearbeitung von E. H. Meyer, Berlin 1900.

Zahlreiche Quellenangaben finden sich im Literaturverzeichnis meiner Arbeit: „Das Pferd im arischen Altertum"; Teutonia, Heft II, Königsberg i. Pr., Gräfe & Unzer 1903.

Digitized by Google

Inhaltsverzeichnis.

		Seite
I.	Einleitendes	1—11
II.	Inhalt und Umfang der altgermanischen Religion, Charakter und Eigentümlichkeiten der Götter (Göttinnen)	12—21
III.	Die männlichen Hauptgötter als Gesamterscheinung	22—33
IV.	Die weiblichen Hauptgottheiten als Gesamterscheinung. Einzelne Götterwesen: Wodan, Donar	34—46
V.	Die übrigen Einzelgötter. Die Gruppengottheiten: Zwerge	47—60
VI.	Die Gruppengottheiten. Walküren. Riesen	61—71
VII.	Naturdienst. Depossedierte Gottheiten	72—83
VIII.	Tierkult	84—96
IX.	Das Opfer	97—112
X.	Die abgeschiedene Seele	113—130

Digitized by Google

I. Einleitendes.

Wenn ich es im folgenden unternehmen will, von deutschem Geistesleben der Vergangenheit ein Bild zu entwerfen, so bin ich mir der Schwierigkeiten meines Unternehmens wohl bewußt. Unsere Zeit drängt so sehr auf den rohen Materialismus, die Überschätzung der toten Masse gegenüber dem lebendigen Geiste, des Nützlichen und Verständigen gegenüber dem Sittlichen und Vernünftigen hin, daß die Studiengebiete sämtlicher Geisteswissenschaften unter einer unverdienten Herabsetzung und Interesselosigkeit zu leiden haben, die ihre schädigende Wirkung auch auf populär-wissenschaftlichem Gebiete fühlbar macht. Eine zweite Schwierigkeit finde ich im Stoffe selbst. Er liegt von der Landstraße des allgemein Bekannten, Schulgemäßen offenbar weit ab. Denn während jeder Quintaner unserer höheren Lehranstalten ganze Götterstammbäume der Griechen und Römer auswendig hersagen kann, haben selbst die Musterschüler unserer Gymnasien von dem Glauben der eigenen Vorfahren kaum die vageste Vorstellung, und nicht besser steht es um unsere Gebildeten überhaupt. Deshalb trifft jedoch niemanden ein Vorwurf. Unsere gesamte moderne Bildung beruht auf dem klassischen Altertum, das uns in seine heitere Welt aus dem deutschen Bereiche der „Teufels-, Narrn- und Totentänze" geführt hat. Das emsige Streben nach deutsch-nationaler Unabhängigkeit, dem wir jetzt überall begegnen, ist auf geisteswissenschaftlichem Gebiete kaum ein Jahrhundert alt, und kaum drei Generationen sind vergangen, seit die Begründer der deutschen Altertumswissenschaft, die Gebrüder Grimm, Deutschlands Glauben, Recht und Altertum, die sie viel zu tief gestellt sahen, neu zu beleben versprachen, um das Vaterland zu erheben. Noch immer können wir das Gold altdeutschen Glaubens nicht von den Schlacken gereinigt erkennen, mit denen eineinhalb Jahrtausende halbchristlicher oder christlicher Kultur es umgeben haben. Zwar

Digitized by Google

ist es, dank den emsigen Forscherhänden zahlreicher fleißiger oder genialer Männer, dem Meere der Vergessenheit entrissen, doch hat der Schlamm fremder Glaubensmeinungen seinen natürlichen Glanz getrübt. Kein Deutscher hat die religiösen Gebilde seiner heidnischen Zeitgenossen beschrieben. Römern oder römischen Priestern war diese Arbeit vorbehalten. Wie vieles mußten diese, durch Unkenntnis oder Haß mißleitet, verkennen oder verkehrt deuten! Wie ungleich günstiger sind die Bedingungen zur Erforschung einer Religion wie der des alten Indiens! Inder haben uns im Veda die reichsten Quellen zu ihrem Studium eröffnet, haben eine durch drei Jahrtausende sich hindurchziehende literarische Kontinuität gewahrt. Inder waren es, die ihre Schätze den abendländischen Forschern erschlossen, stolz auf ihren heidnischen Glauben und ihre Vorfahren. Deutschen Glauben und deutschen Religionsgebrauch zu pflegen schien dagegen dem ganzen christlichen Mittelalter wie Sünde und Frevel. Als aber die Welt erkannte, wieviel sie mit ihrer altheidnischen Tradition über Bord geworfen hatte, war es spät, vielleicht zu spät, der Bruch mit der Vergangenheit zu groß. Darum können wir jetzt sagen, daß wir zwar die Teile in der Hand haben, das geistige Band, das wirkliche Verständnis für das vorliegende Material uns aber fehlt. So kommt es, daß der eine die ganze germanische Götterwelt in den Himmel verlegt und alle Gottheiten zu Winden oder Wolken, der andere zur Morgenröte, ein dritter zu Seelen Verstorbener macht, ohne zu bedenken, daß der Mythus, die religiöse Sage, doch nur ein kleiner Teil des Glaubenslebens unserer Vorfahren sein konnte, welches die Totalität urdeutschen Lebens, Empfindens und Handelns umschloß.

Zu allen diesen Mängeln gesellt sich ein scheinbar unbedeutender, geschichtlich aber höchst wirksam gewordener: unsere, durch die römisch-griechischen Ideale geleitete Geschmacksbildung verwirft die deutschen Götterfiguren, ihr Denken und Handeln und verleitet leicht zu ihrer nicht bloß ästhetischen, sondern auch sachlichen Geringschätzung. Wir Deutschen schätzen Gehalt mehr als Form, Charakteristik mehr als Schönheit (Scherer); das Grandiose in Denken und Handeln zieht uns an, das Geheimnis- und Ahnungsvolle lockt uns. Wir haben Sinn für die Form, aber wir opfern sie gern einem höheren Gehalt. Der Humor spielt in unserem Volkstum wie in unserer Heiden-

Digitized by Google

religion eine Rolle. So prallen deutsche Eigenart und römische Glätte noch heute gegeneinander. Es würde einer völligen Umbildung unseres Geschmacks bedürfen, wollten wir das zurückerwerben, was doch einst unser war; wollten wir eine Welt lebendig machen, deren Betrachtung doch die natürliche Vorbedingung sein muß für das Verständnis unserer nationalen Eigenart, ihres religiösen Instinktes, des Fortschrittes, den das Christentum unserer ethischen und kulturellen Entwickelung gebracht hat, ganz zu schweigen von der Bedeutung, die der Betrachtung jener alten Glaubensformen für die Gebiete der allgemeinen Religionsgeschichte und der Völkerkunde zukommt.

Unter den Quellen, die für die Erforschung der germanischen Mythologie in Betracht kommen, steht zeitlich Cäsars „Gallischer Krieg" obenan. Wir sind zu der Annahme berechtigt, daß der große Eroberer nur einzelne deutsche Stämme persönlich oder durch Schilderungen kannte und müssen gestehen, daß er in seinen Nachrichten über deutsche Religion sich auf wenige, uns kaum verständliche Äußerlichkeiten beschränkte. Dazu kommt noch die gemeinschaftliche Eigentümlichkeit aller römischen Berichterstatter, ihre eignen Gottheiten im fernen Auslande wiederfinden zu wollen, so daß wir, wenn wir die römische Bezeichnung eines deutschen Gottes hören, nicht sicher wissen, welcher damit gemeint sei. Wenn Cäsar also z. B. von der Verehrung von Sol, Vulcanus und Luna redet, so ist es wahrscheinlich, daß er einen Feuerkultus der Germanen damit bezeichnen will; die Versuche aber, diese drei Namen auf deutsche Gottheiten zu übertragen, müssen als vage und gescheitert gelten. Wie wenig Cäsar im übrigen auf dem Boden deutscher Religion zu Hause ist, geht daraus hervor, daß er den Germanen Opfer abspricht. — Weit über alle seine Vorgänger und Nachfolger ragt der Römer Tacitus hervor, der in seiner Germania auf Grund teilweise nachprüfbarer, genauer Kenntnis Deutschlands ein scharfes Bild germanischen Lebens entwirft. Wenn er dem sittenverderbten Rom in germanischer Reinheit und Schlichtheit ein Musterbild vor Augen hält, wenn er dem übertriebenen Götzenbilderdienste seiner Vaterstadt die Naturverehrung des Barbarenlandes entgegenstellt, so mag er hier oder da Idealist sein und zugunsten unserer Vorfahren färben. Andererseits ist seine unerbittliche Wahrheitsliebe, sein Römerstolz, seine Schätzung der Gefahr, die dem Weltreiche Rom von seiten

Digitized by Google

dieses Naturvolkes drohte, nicht zu verkennen, und sein Lob ist demnach das schönste, das je erklingen kann: Feindeslob. — Für die späteren Jahrhunderte fließen die Quellen weit weniger ergiebig und sind weniger zuverlässig. Zusammenfassende Beschreibungen deutschen Glaubens fehlen überhaupt und so sind wir auf zufällige Äußerungen angewiesen, wie sie sich in den erhaltenen weltlichen oder kirchlichen Gesetzen und Verfügungen und in den Lebensbeschreibungen der Bekehrer finden. Diese Zeugnisse sind bei den südgermanischen Völkern meist in lateinischer, bei den Nordgermanen meist in nordischer Sprache abgefaßt. Das erste deutsche Schriftstück, das uns ein ungeahnt günstiger Zufall bewahrt hat, enthält die beiden sogenannten Merseburger Segen, die aus dem 8. Jahrhundert unserer Zeitrechnung stammen und als Segensprüche, d. h. Zauberformeln für Beinbrüche oder Verrenkungen aufzufassen sind. Der unvergleichliche Wert dieser Urkunde besteht darin, daß sie mehrere Namen *südgermanischer*, also *deutscher* Gottheiten enthält, während wir im übrigen vorzugsweise auf *nordische* Quellen und deren Aufzählungen angewiesen sind. — Heidnische Ideen finden sich auf deutschem Boden noch in den großen erzählenden Gedichten des Mittelalters und in dem angelsächsischen Beowulf-Epos. Weit wichtiger scheinen uns die erst im vergangenen Jahrhundert gesammelten Sagen, Märchen und Gebräuche des heutigen Volkstums zu sein. Natürlich bedarf es bei ihrer Ausnutzung einer von Studium und Erfahrung geleiteten Kritik. Eine einseitige Verwerfung dieser Hilfsmittel wird andererseits der bisweilen nachweisbaren Tatsache, daß Märchen und Sagen oft viele Jahrhunderte überdauern und die ganze Erde durchwandern können, nicht gerecht und vermag sich mit dem Umstande nicht abzufinden, daß der in alten Sagenerzählungen erhaltene abergläubische Gebrauch bei manchen Völkern Jahrtausende überlebt hat. Namentlich aber ist für das Alter der Volkssitte die Tatsache überzeugend, daß sich die *gleiche* Zauberhandlung in ihrer ganzen Sonderart bei den verschiedensten Völkern des Erdballs wiederfindet. Dies ist aber nur möglich, wenn sie einer gewissen Entwickelungsstufe der Menschheit *notwendig* ist, wenn sie einem das menschliche Gehirn regierenden Naturgesetze den notwendigen Ausdruck gibt. So kommt es vor, daß namentlich angesichts eines Todesfalles manche Negervölker dieselben Gebräuche beobachten, die wir bei unserem Volke als

Digitized by Google

Erbteil unserer Vorfahren angewendet sehen. Daraus schließen wir mit Sicherheit, daß diese Sitten unter bestimmten äußeren Bedingungen überall auftauchen müssen und daß ihre Grundlage in der eigenartigen Beschaffenheit des menschlichen Gemütes liegt. Der Vorwurf, daß wir mit einem solchen Verfahren bloße äußere Ähnlichkeiten zusammenlaufen lassen, kann uns nicht treffen, weil es uns auf die Analogie des psychologischen Motivs, nicht auf die Ähnlichkeit der äußeren Form ankommt. Im Gegenteil sind alle Versuche, volkstümliche Sitten durch Wanderung oder gemeinschaftlichen Ursprung zu erklären, meist schon deshalb verfehlt, weil der Begriff der geschichtlichen Entwickelung auf diese Gebiete nicht anwendbar ist, vielmehr psychologische Neu-Zeugungen, nicht traditionelle Fortbildungen vorliegen.

Ärmlich wäre unsere Kenntnis altgermanischer Religion, wenn sie sich ausschließlich auf diese Quellen stützte. Der beklagenswerteste Defekt, das Fehlen einer von Heiden verfaßten Darstellung der mythischen Vorwelt, tritt deutlich hervor. Diesem Mangel hilft die altnordische Literatur mit ihrem wichtigsten Werke, der Edda, einigermaßen ab. Wir unterscheiden zwischen einer sogenannten älteren oder poetischen oder Saemundar-Edda und einer jüngeren oder prosaischen oder Snorra-Edda, deren erstere für uns das ungleich größere Interesse hat. Die Entstehungszeit und der Ursprungsort des köstlichen Werkes liegen in tiefes Dunkel gehüllt. Keiner seiner Abschnitte braucht älter zu sein als der Beginn der Christianisierung von Island, wo man seine wichtigste Handschrift auffand, kein Teil dürfte einer späteren Zeit als dem 12. Jahrhundert angehören. Daraus ergibt sich, daß wir mit der Einwirkung christlichen Glaubens, der schon i. J. 1000 den Sieg über Islands Bewohner errungen hatte, rechnen müssen. Nicht bloß einzelne rein christliche Stellen, sondern ganze Lieder, wie namentlich das berühmte Weltschöpfungsgedicht, tragen den Stempel christlicher Bearbeitung. Die Edda als eine ungetrübte Quelle altgermanischen Glaubens anzusehen, verhindert uns in jedem Falle schon ihre Form, der Schwung, die teilweise zur Mystik ausartende Tiefe und äußere Künstlichkeit ihrer Rede, die darauf schließen lassen, daß einzelne, hochbegabte Männer als Dichter in ihr reden, daß man also in den erhabenen Mysterien der priesterlichen Sänger nichts weniger als volkstümliche Auffassungen wiederzufinden erwarten darf. In keinem Falle kann Island die Heimat sämtlicher Edda-Lieder

Digitized by Google

gewesen sein. Vielmehr ist ein großer Teil der in ihr verarbeiteten Sagenstoffe aus Norwegen eingeführt, von wo aus eine Kolonisation der Insel in frühen Tagen stattfand. Schon die Wikinger-Zeit, die ja einen vielverschlungenen Verkehr zwischen den germanischen Staaten veranlaßte, muß auch Sagen und Märchen nach dem Norden verpflanzt haben. Später hörte dieser Austausch ideeller und materieller Güter zwischen den Nordseevölkern und darüber hinaus niemals ganz auf. Auch dürfen wir nicht vergessen, daß die Sprache der Dichtkunst, die jene Sängerschulen so vernehmlich redeten, erfahrungsmäßig stets über weite Zonen tönt, indem sie disharmonierende nationale Elemente umschlingt und versöhnt; und daß das Heidentum, wie überall, so auch hier das Gute nahm, wo es zu finden war, ohne daß es durch Aufnahme fremder Bestandteile dem eignen religiösen System zu schaden gefürchtet hätte. So werden auch die Skalden und ihre Vorgänger sich den christlichen Ideen nicht verschlossen haben. Wir können diesen Einfluß eingestehen, ohne die Edda zu entwerten, die in einer erheblichen Anzahl ihrer Vorstellungen das Gepräge reinen Heidentums trägt. Für die Rekonstruktion des altgermanischen Glaubens wird man mithin nur diejenigen Partien der Edda mit Sicherheit verwerten können, deren Hauptzüge sich auf anderem Wege als echt und volkstümlich erschließen lassen. — An die eddische Poesie reiht sich die Periode der eigentlichen Skaldendichtung. Sie vertrat ursprünglich eine historische Richtung, spann aber ihre Erzählungen mit überlieferten Motiven, die in älterer Zeit dem heidnisch-germanischen, später immer mehr dem christlichen Mythus angehörten, weiter. — Auch die vergleichende Sprachwissenschaft kommt unseren Untersuchungen zur Hilfe, indem sie uns das Verständnis zahlreicher, bei alten Schriftstellern erhaltener Eigennamen oder Ortsbenennungen ermöglicht und auf diese Weise überraschende Schlüsse über Zeit und Ort des alten Götterdienstes gestattet, ja diesen bisweilen erst materiell erschließt. Auffällig arm dagegen ist die alte Kultur an Götterbildern und an Darstellungen aus Mythus und Sage. Nicht der Unwille, sondern das Unvermögen unserer Vorfahren verhinderte diese an der Bildung von Götterfiguren, wie Griechen und Römer sie besitzen. Unmittelbare Anschauungen alten Lebens und alter Kulturzustände können uns mithin nur die ins Werk gesetzten Ausgrabungen geben, die zur Kenntnis vieler kulturellen Einzelheiten, nament-

Digitized by Google

lich auch auf dem Gebiete des Bestattungswesens, gute Dienste leisten.

Wenn es dem eisernen Fleiß unserer Gelehrtenwelt überlassen bleiben muß, das überall zerstreute Material aus dem Munde des Volkes, aus Büchern, ja aus dem Schoße der Erde herbeizuholen, so stellt die mosaikartige Zusammensetzung des Stoffes — die unerläßliche Vorbedingung eines wirklichen sachlichen Verständnisses — Anforderungen, denen die Gegenwart noch in keiner Weise gewachsen ist.

Die älteste Auffassung der Sagenwelt war (wir sehen von der naiven ab, die auf dem Boden des alten Heidentums stand und das Überlieferte einfach für wahr hinnahm) die sog. euhemeristische, d. h. man stellte sich die heidnischen Götter, deren Existenz durch die Überlieferung verbürgt erschien, als mächtige Weise oder Zauberer vor. Später blühte, namentlich unter dem Einfluß der romantischen Schule, die symbolische, vorzugsweise natursymbolische Erklärungsmethode auf. Indem man davon ausging, daß die Mythenwelt im Kindesalter der Menschheit von dieser intuitiv erschaffen wäre und daß die dichtende, mit ungeahnter Reinheit und Kraft ausgestattete Phantasie der Naturvölker bei der Entstehung des Mythus als Hauptmoment seine Wirkung getan hätte, endete man mit nichts anderem als mit der Erbauung von Luftschlössern, einer unberechtigten Modernisierung der Antike, der Bekritzelung des leeren Raums mit süßlichen Phantasiefiguren. Ja wir können wohl sagen, daß niemals ein Erklärungsversuch gröber mißglückt ist, als jener poetisch-allegorisch-phantastische jener Zeit. Nie war eine Fälschung der Geschichte, nie eine Selbsttäuschung größer als die jener Männer, die in ihre weichliche Zeit eine Welt von Kraft und Tugend, Mäßigkeit und Keuschheit, sinniger Unschuld und phantastischem Entzücken setzen wollten. Eine poetische Verschönerung des tatsächlich Gegebenen wurde freilich erreicht, und noch heute tragen die herrlichen Schöpfungen Richard Wagners dazu bei, die Kläglichkeit jenes Lebens in den Wäldern mit ihrer von der Natur dem Menschen aufgezwungenen Rohheit, ihrer Not, ihrem Schmutz, durch den Zauber der Kunst aufzuheben und uns vergessen zu machen. Aufgabe der Wissenschaft aber ist es, den poetischen Schleier zu lüften und namentlich durch Vergleichung mit Völkern, die auf gleicher Kulturstufe stehen, in den wahren Geist des Altertums

Digitized by Google

einzudringen. Was wir auf diese Weise an Poesie verlieren, erhalten wir an Wahrheit wieder. Zum mindesten vermögen Erfahrung und Kritik uns eine Reihe von Tatsachen an die Hand zu geben, die zur Zerstörung alter Irrtümer geeignet sind.

Wir deuteten die sachliche *Unzulänglichkeit* einer ausschließlich natursymbolischen Erklärungsmethode an. Wir müssen aber ferner als einen ihrer Hauptmängel ihre überraschende Geistesarmut erkennen, ja, wenn wir den Stoff als solchen von den vorgefaßten Gesichtspunkten aus betrachten wollen, es ganz unverständlich finden, daß unsere Vorfahren, anstatt sich auf der Erde umzusehen, beständig den Himmel angeschaut und aus dessen Luft- und Wolkenerscheinungen ein ganzes Heer von Göttern gebildet haben sollten; ferner, daß sie ausschließlich auf die Morgenröte oder den Morgennebel geachtet hätten, obgleich doch Not, Gefahr und Sorge des Lebens ihnen alles andere näher gelegt haben müßten, als diese gewiß sehr hübschen Naturerscheinungen. Mit besonderer Lebhaftigkeit müssen wir uns gegen die Grundlage aller solcher Aufstellungen, gegen die Meinung wenden, daß die *schöpferische Phantasie* die Quelle des Mythus sei, und daß Religion und Mythus zusammenfallen. Abgesehen davon, daß man es nicht versteht, warum die Phantasie nur einige wenige Objekte der Natur zu ihrer Ausgestaltung erwählt haben sollte, ist auch die aufgestellte Hypothese von deren *schöpferischer Kraft* unzulänglich, — einem Vermögen, das aus einem einzigen, jedesmal beobachteten Naturgegenstande, wie etwa der Sonne, ganz verschiedene Gestalten, z. B. Vögel und Pferde, hätte gewinnen lassen sollen oder umgekehrt verschiedene Naturmächte in die gleichen Symbole gekleidet hätte. Die Phantasie kann Gegebenes vergrößern oder ausgestalten, keineswegs jedoch eigentliche, von ordnenden Prinzipien unabhängige Neuschöpfungen vornehmen. Ich verwerfe aber die Aufstellung, daß diese Gemütskraft überhaupt mythenbildend sei, durchaus; vielmehr sehe ich in ihr eine erst ganz moderne, durch zahllose sinnliche Eindrücke der Kunst- und Naturbeobachtung erworbene Stufe unserer Geistesentwickelung; ich betrachte sie deshalb namentlich als ein Produkt von Studium, Lektüre und Reisen. Die Fähigkeit, „Naturſymbole“ oder überhaupt Symbole irgend welcher Art zu schaffen, muß man der Phantasie überhaupt abstreiten und an ihrer Stelle dem kombinierenden Verstande zumessen. Erst die späten Dichter haben, einer be-

Digitized by Google

wußt ästhetischen Naturbeobachtung folgend, eigentliche Naturſymbole geſchaffen. Sie standen über, nicht in dem Gegenstande, den sie bearbeiteten. Die Religion war ihnen keine Religion mehr, sondern dichterisch verwertbares Material. Solange aber der Glaube der Völker eine Macht war, die von innen, nicht von außen her der Menschen Denken und Tun regierte, fand der nackte Symbolismus keine Stelle. Seinem Begriffsinhalt nach bleibt er zudem stets auf enge Kreise beschränkt. Es ist ferner völlig unverständlich, warum die Völker des Altertums sinnlich Greifbares, wie z. B. die Sonne, künstlich verschleiert haben sollten. Überdies lehrt die allgemeine Religionsgeschichte, daß gerade die alltäglichen Erscheinungen, auf die man gewöhnlich alle Mythen zurückführt, wie z. B. Wolken, Winde und Sonne, am wenigsten eine Beachtung gefunden haben. Weit mehr Aufmerksamkeit erregte der aus dem Nichts hervortretende und in das Nichts zurückgehende Blitz, das Meteor. Nur sie erzeugten Erstaunen, Furcht und Schrecken. Die ständige, zeitraubende Beobachtung der periodisch wiederkehrenden Naturerscheinungen, namentlich der Sonne in ihrem täglichen und jährlichen Wechsel, ist nur geschlossenen Priesterständen eigentümlich. Dagegen hat man einen der wesentlichen mythenbildenden Faktoren viel zu wenig hervorgehoben: den analytiſch arbeitenden Verstand. In der religiösen Sage ist weit mehr ein untersuchendes, wissenschaftliches, als ein beobachtendes und kombinierendes, ästhetisches Element zu sehen. Die Wissenschaft, nicht die Kunst, ist die älteste Tochter der Religion. Wenn uns der Mythus von einem Götter-Jüngling berichtet, daß er den Sonnenwagen schlecht geleitet habe, so ist ein Problem, nämlich die Frage: „wie würde es uns gehen, wenn jener Flammenwagen der Erde einmal so nahe kommen könnte?“, die Quelle dieser Sage gewesen. Tausende und abertausende von Märchen, Berichten und Mythen sprechen von der Weltschöpfung und fragen: „Was war zuerst da?“ — „Nicht war das Nicht-Seiende da, nicht das Seiende“, beginnt ein mysteriöses Lied der ältesten indischen Literatur diese Frage zu beantworten und in ähnlichen Wendungen ergehen sich zahllose ältere und jüngere Texte, unter ihnen die Edda.

Mit der Erkenntnis, daß einem großen Teil sämtlicher alten Sagenstoffe ein philosophischer, nicht etwa ein realer Kern zugrunde liegt, haben wir, wie wir hoffen dürfen, einen erheb-

Digitized by Google

lichen Fortschritt zum Verständnis antiken religiösen Lebens gemacht. Man sagt zwar: die einfache Beobachtung müsse älter sein als die sich an sie anknüpfende Philosophie. In ihrem Kindesalter habe die Menschheit phantasievoll beobachtet und das Wahrgenommene spielend kombiniert. Unter dieser Annahme bleibt aber die nackte Tatsache der Beobachtung als solcher unerklärt. Welchen Zweck sollte sie gehabt haben, wenn nicht den, das zu verstehen, was man einst nur flüchtig wahrgenommen hatte? Das Bestreben, die Welt als Ganzes und in ihren Teilen dem eignen Verstande anzunähern, darf man selbst den Uranfängen der mythenschaffenden Vorzeit nicht absprechen. Eine Generation, die zu dumm ist, über das nachzudenken, was sie sieht, ist auch zu dumm, es im Mythus zu gestalten. Zudem sehen wir ja, daß uns ein jedes Kind mit Fragen nach dem Ursprung des Windes, des Feuers, der Erde in Verlegenheit bringt. Die dichterische Ausgestaltung naheliegender Naturerscheinungen und -Vorgänge ist weit davon entfernt gewesen, an der Wiege der Menschheit zu stehen.

Mußten wir schon die natursymbolische Auflösung einzelner Züge für bedenklich erklären, so ist die analoge Ausdeutung ganzer Sagen für um so verkehrter anzusehen. Jede Sage ist ein geschichtliches Produkt von oft ungeheuerem Alter; die einzelnen Mythenschichten haben sich wie die Formationen der Erde übereinander gelagert oder miteinander vermischt, ohne deshalb eine einheitliche Erklärung zu ermöglichen. Wenn die Gunst des Geschickes es uns nicht verstattet, eine Sage bis zu ihrer Entstehung zurückzuverfolgen und von ihrer so gewonnenen einfachsten Form auf ihren Inhalt zu schließen, sollten wir eine Ausdeutung überhaupt unterlassen. Keinesfalls ist es erlaubt, dem vermeintlichen Sageninhalt zu Liebe die Sagenform, also das Gegebene, zu verbessern oder zu vergewaltigen. Auch darf man die einzelnen Elemente des Mythus keineswegs als gleichartig, als homogen, ansehen. Wenn z. B. die Edda davon berichtet, daß Gott Donar mit einem greisen Weibe, dem „Alter", rang und ihm unterlag, so ist der Schluß ganz verkehrt, daß etwa Donar die Jugend bedeute, die dem Alter unterliegen müsse. Vielmehr galt, um dieses Beispiel festzuhalten, das Alter seit unvordenklicher Zeit als mythisches Wesen; Donar seinerseits bleibt, der er immer war, der Kriegs- und Gewittergott. Der erwähnte Mythus aber zeigt jenen spekulativen, zugleich humoristisch gefärbten Zug,

Digitized by Google

der der deutschen Sage eigen ist. — Ein anderes Beispiel: die indische Sage spricht von einem Liebespaar, Rāma und Sītā. Sītā bedeutet so viel als Ackerfurche. Daraus schloß man, daß Rāma etwa der Pflug sei. Ich glaube aber an anderer Stelle gezeigt zu haben, daß Rāma nichts anderes als eine historische Person, ein König der Vorzeit ist, der, uralten Ideenzusammenhängen gemäß, als mit der Ackererde vermählt galt. — Es ist sicherlich in allen Fällen die äußerste Vorsicht geboten.

Abschließend weise ich auf einen religionsgeschichtlichen Faktor hin, dessen ungeheuere Tragkraft der Forschung erst neuester Zeit bekannt geworden ist: auf die Erscheinungen des Ahnenkultus, der Vergöttlichung der sagenhaften oder geschichtlichen eigenen Vorfahren. Ahnenkultus und Naturdienst sind so eng mit einander verflochten, daß eine reinliche Scheidung zwischen ihnen niemals gelingen wird. Genug, wenn wir ohne vorgefaßte Meinung, ohne Verfolgung einer einseitigen Erklärungsmethode jedesmal die Deutung wählen, die sich aus dem Geiste des Gesamtgebietes nach sorgfältiger Erforschung des begrifflich Benachbarten von selbst ergibt. Diesen Weg zu gehen, werden uns die folgenden Betrachtungen Gelegenheit bieten.

Digitized by Google

II. Inhalt und Umfang der altgermanischen Religion, Charakter und Eigentümlichkeiten der Götter (Göttinnen).

Während wir die einseitige ästhetische Wertung der Mythologie bisher nur deshalb verworfen haben, weil sie die Frage nach dem „Woher?" der Religion nicht zu lösen vermag, müssen wir sie je länger um so mehr auch deshalb als verfehlt erkennen, weil sie die religiöse Welt als solche bis zur Unkenntlichkeit entwertet. Ein am Büchertische sitzender Gelehrter, der sich in den Wolken bald einen Wassereimer, bald eine Stadt, bald ein dahinjagendes Pferd vorstellt, kann die ihm sonst vielleicht drohende Langeweile dadurch gewiß sehr schön verkürzen; ein Volk aber, das sich nicht bloß in der Hand von schrecklichen Naturgewalten, sondern auch von zahllosen, seine Existenz bedrohenden Schicksalsmächten weiß, das seine aus Urzeiten überkommenen Gottheiten als seine Herrn fürchtet und liebt, findet in diesen in den Himmel versetzten Puppen kein Genüge. Die Religion ist ihrem Wesen nach dazu bestimmt, das menschliche Denken und Handeln in seinem weitesten Umfange in den eignen Bannkreis zu ziehen und zwar gilt dies von den Glaubensmeinungen der frühesten Völker am meisten. Um also das antike Religionsleben in seiner ganzen Höhe und Tiefe verstehen zu können, bedarf es nicht allein der Erforschung des Mythus, dem ja niemals dogmatischer Wert beigemessen wurde, sondern vorzugsweise der Prüfung des ganzen kulturellen Lebens auf seinen religiösen Gehalt und in hervorragendem Maße des Studiums aller Äußerungen des Glaubens im Kultus. Vorwiegend müssen wir also dem Opfer einige Berücksichtigung schenken. Bei dieser Anschauungsweise, die angesichts der Unzulänglichkeit des zur Verfügung stehenden Materials nur unvollkommen durchgeführt werden kann, gewinnt die Betrachtung der Religionen des Altertums ein hohes Interesse. An dem

Digitized by Google

Himmel stehen zahllose Götter, zahllose wohnen auf oder unter der Erde, viele im Luftraum, der das Firmament von dem Erdball zu trennen scheint. Wie man sich den Himmel als feste Scheibe dachte, nach einem Jenseits derselben aber nicht fragte, so wurde die Erde als unendliche Fläche, von mythischen Bergen, Wassern, Wäldern begrenzt, vorgestellt. Die Vergöttlichung der Gestirne, die Belebung der fernen und unzugänglichen Striche der Erde mit Geisterwesen erweist sich durch die vergleichende Betrachtung als uralt. Oft wird das ganze Götterheer nach geographischen Gesichtspunkten eingeteilt. Im Norden sitzen die Reifriesen, im Süden die Wärme spendenden Dämonen. Alle Elemente sind belebt. Die Namen der einzelnen Beherrscher von Wasser, Luft und Erde sind verhältnismäßig jung und wollen zur Sache wenig besagen. Vielmehr verehrte man die einzelne Erscheinung, wo und wie sie dem Erstaunten, Geängstigten begegnete. Die Wilde Jagd hat erst in späterer Zeit (Mogk) — und zwar wahrscheinlich erst in jener Ära, die das Bedürfnis empfand, das „Wütende Heer" nach irdischem Vorbilde mit einem Heerführer auszustatten — den greisen Wodan zum „Wilden Jäger" bekommen. Ursprünglich überwog auch hier das Massenhafte, Scharenweise der Gesamterscheinung. — Überraschend ist die Analogie dieses Entwickelungsganges mit dem des indischen Pantheons. Im Veda wird von zahlreichen oder zahllosen Sturmgöttern (Maruts) gesprochen: sie alle aber werden dem einen Rudra untertan gemacht, der eben deshalb eine persönliche Ausgestaltung und persönliche engere Beziehungen zu den Verehrern erfahren konnte. Als Çiva zur Mitgliedschaft in der indischen Trinität erhoben, beherrscht er bekanntlich noch heute viele Millionen, wie sich einst vor dem Sturmgott Wodan so viele germanischen Stämme verneigten.

Wie die Luft, so galten auch Feuer und Wasser als belebt, die Gottheit als allgegenwärtig. Weit mächtiger aber als in die Natur griff sie in das Menschenleben selbst ein. Während die Naturwissenschaften unserer Tage die Ursachen mit den nächstliegenden Wirkungen verknüpfen, schloß der religiöse Sinn unserer Vorfahren von allen Wechselfällen und abnormen Erscheinungen auf die Nähe der Gottheit. Geister sind es, die im Hause den Bierkübel umgießen oder die Milch gerinnen machen, Geister klopfen gegen das Gemäuer oder tummeln sich in der Pferdehürde. Dämonen müssen des Menschen Leben vorausbestimmen

Digitized by Google

und lenken. Sie senden Mut ins Herz des Kriegers und Furcht in die Brust des Feindes. Ihnen werden Träume und Visionen zugeschrieben; doch auch Krankheiten kommen von den Überirdischen. Selbst die Liebe, deren Dämon immer mit Pfeil und Bogen ausgestattet wird, gilt als ein Unhold dieser Gruppe.

Besonders deutlich wird der Gottheit Walten, wenn körperliche oder geistige Abnormitäten die Grenzen des Natürlichen zu überschreiten scheinen. Deshalb gelten einzelne Auserwählte als die leiblichen Kinder von Göttern. Von der Geburt von Zwillingen schließt man auf Glück oder Unglück ganzer Familien oder Staaten. Das Muttermal wird berücksichtigt. Deformationen, Monstrositäten und Kretinismus erregen Aufmerksamkeit. Alle speziellen Verhältnisse, unter denen eine Geburt erfolgt, kommen in Betracht. Der siebente Sohn gilt als zukunftskundig und böse Geister weichen vor ihm aus. Das Sonntagskind soll bekanntlich Geister sehen können. Auf der Insel Schonen gilt das Gleiche vom Donnerstagskind, weil der dem Donnergotte geweihte Tag dem Germanen hochheilig war, also in gewissem Sinne den christlichen Sonntag vertrat. — Der Albinismus, d. h. die pathologische Farblosigkeit des Auges und Haares, war furchterregend und wurde bisweilen auf dämonischen Ursprung zurückgeführt. Wie man von der Gabe der körperlichen Abnormität auf die Fähigkeit, Überirdisches zu erkennen, schloß, so führte man umgekehrt die geistigen Störungen auf überirdische Erzeugung oder wenigstens Beeinflussung zurück. Dieser Zug des Aberglaubens ist sicherlich besonders alt, denn selbst die niedrigstehenden Stämme Amerikas und Afrikas vergöttlichen den als inspiriert Geltenden, wozu sie auch den durch Alkohol, Tabak oder andere Narkotika Berauschten rechnen, weil sich der primitive Mensch die Rauschwirkung als solche nicht anders als durch göttliche Einwirkung zu erklären vermag. Auch unser Volk spricht noch mit Scheu von demjenigen, der „sehen“, d. h. hellsehen kann, fürchtet alte Frauen mit „bösem Blick“ und hat seine eignen, von instinktiver Angst zeugenden Erklärungen für alle Formen der Hysterie, des Wahn- und Blödsinns.

Natürlich können wir die erwähnten Anschauungen nur teilweise aus alten Texten belegen, doch macht die Vergleichung mit den Glaubensmeinungen anderer Völker sie auch für das alte Germanentum selbst da, wo sie uns erst in moderner Zeit

Digitized by Google

bezeugt sind, wahrscheinlich. Wir sehen — und darin besteht der Gewinn dieser Betrachtungen — augenscheinlich, daß die ganze Natur mit allem, was in ihr lebt und webt, was sie uns täglich zeigt oder nur hier und da einmal als Wunder offenbart, in den Bannkreis der Religion geschlagen war. Nur diese Tatsache macht eine verständige Würdigung des altgermanischen Glaubens, seiner religionsgeschichtlich richtigen Wertung und seine ethische Einschätzung möglich; die Periode der eigentlichen Vielgötterei, der gedankenlosen Verehrung zahlloser Zustände und Objekte, war von ihm längst überwunden. In der Gruppierung der gesamten Erscheinungswelt unter die Herrschaftsbereiche weniger, lebendiger Götter sehe ich eine von selbst auf die Phase des Monotheismus zudrängende Form der Religionsentwickelung, die in ihrer tiefen Innerlichkeit auch uns bewundernde Anerkennung abnötigt. Hier konnte das Christentum getrost einsetzen, hier war es nicht in Gefahr, zum Ritualismus zu verflachen. Wo jede Pflanze, jedes Tier, jedes Stück Erde und jeder Mensch, der auf ihr lebte, einer lebendigen Gottheit untertan war, konnte die semitische Vorstellung von dem monarchisch regierenden Gotte, der über der Erde thront, eine Vertiefung erhalten, die den aufgepflanzten Glauben die festeste Wurzel schlagen ließ. Der christlich-semitische Gott steht als Machthaber über den Menschen, der christlich-germanische Gott des Märchens kehrt hingegen bei den Sterblichen ein und ißt mit den Armen deren Brot, wie auch die Legende das gleiche von Christus berichtet. Hier können wir die Eigenart des germanischen Geistes mit besonderer Bestimmtheit walten sehen und beobachten, wie der Geist die religiöse Form überlebt hat. Denn schon die Germanen der Heidenzeit öffneten den Göttern ihrer speziellen Verehrung zu gewissen Zeiten die Türen ihrer Häuser, ließen den Schimmelberittenen Lichtgott, an festlichen Tagen in ihre Hütten einziehen und verpflanzten dorthin den Frühling, wenn sie mit den ersten grünen Zweigen ihre Wohnstätten schmückten.

Wunderbar verklären sich die gleichen Anschauungen im Zauber der Sprache, wenn wir sagen: „der Sommer, der Winter zieht ein, tritt herein, steht vor der Tür“ (J. Grimm); oder wenn es in einer friesischen Rechtsquelle heißt: „Wenn die nebeldüstere Nacht oder der eiskalte Winter über die Zäune steigt . . .“ (Scherer). — Sicherlich sind die Germanen der ältesten, uns erschließbaren Zeiten keine Naturkinder, ihre reli-

Digitized by Google

giösen Anschauungen keine Uranschauungen mehr gewesen. Die sondernde Betrachtung kann jüngere und ältere Formen scheiden, ja selbst zu Urphänomenen menschlichen Denkens vordringen. Wir wollen indes im folgenden diesen rein analytischen Weg nicht gehen, sondern, uns streng an das Gegebene haltend, das germanische Götterpantheon in seiner Gesamtheit und seinen Einzelerscheinungen betrachten.

Werfen wir zunächst einen Blick auf das Äußere der Himmlischen, so fällt sofort auf, daß die germanischen Götter eine ganze Anzahl von Abnormitäten zeigen, die wir als Verstümmelungen anzusehen gewöhnt sind. Wodan hat nur ein Auge, Ziu eine Hand, Donar zeichnet sich durch eine Schädelverletzung aus, die ihm das Sprengstück eines Schleudersteins, den ein Riese nach ihm warf, eingetragen hat. Dergleichen ist im Kreise der griechisch-römischen Mythologie, deren Götter den körperlich und geistig vollendetesten Menschen nachgebildet wurden, unerhört. Andererseits hat sich uns das Verständnis für diese Phänomene bereits erschlossen, wenn wir feststellten, daß das Altertum körperliche Mißbildungen abergläubisch zu verehren pflegte. Die vielfach angenommene Aufstellung, Wodan sei ein Himmelsgott und sein großes Auge die Sonne, müssen wir deshalb als eine nicht genügend begründete Hypothese verwerfen. Wenn schließlich ein Mythologe gar uns aufbinden will, Ziu vertrete nichts anderes als die Form des einschneidigen Schwertes (Simrock), so können wir dieser Behauptung nur historischen Wert beimessen. — Offenbar liegt den erwähnten Verstümmelungen der Götter auch die echt germanische Auffassung zugrunde, daß solche im Kampfe erworbenen Abzeichen der Ehrenschmuck des deutschen Mannes seien. Wodans zweites Auge, das als Pfand für erlangte Weisheit in Mimirs Brunnen liegt, führt uns zur Zeit der rücksichtslosen Ausübung des Pfandrechts zurück, dem nicht bloß das Eigentum eines Menschen, sondern sogar ein jedes seiner Glieder zum Opfer fallen konnte. Auch der wandernde Schneider des deutschen Märchens muß seine Augen als Pfand hergeben. — Zugleich aber stellt die Einäugigkeit Wodans einen typischen Zug dar, den wir von Japan aus über die ganze alte Welt hin verfolgen können: den sogen. Kyklopentypus. Den einäugigen Gott resp. Buddha finden wir z. B. in den ungeheueren Länderstrecken wieder, die von der buddhistischen und lhamaistischen Kultur beherrscht werden. Nur der Forschung

Digitized by Google

der Zukunft kann es gelingen, eine Brücke zu schlagen, die Hinterindien mit Island verbinden müßte. In keinem Falle aber ist die Möglichkeit, daß der Kyklopentypus etwa auf Vasengemälden oder plastischen Darstellungen so weite Länderstrecken durchwandert habe, von der Hand zu weisen. — Wie lebhaft übrigens gerade in Deutschland die Schätzung solcher Merkmale hoher und kriegerischer Gesinnung war, geht daraus hervor, daß die älteste deutsche Sage ihre Helden mit ähnlichen Verstümmelungen ausstattete. Nach dem Bericht des Walterliedes verliert im gegenseitigen Kampf Hagen das eine Auge, Walter die Hand; Gunthern trifft sogar der Verlust eines Beines. Die Helden setzen sich nach der blutigen Befehdung versöhnt zum gemeinschaftlichen Mahle nieder. Die Jungfrau reicht den Trunk und pflegt die Wunden. Man sieht, nebenbei bemerkt, die nordische Walhall taucht hier plötzlich auf. Sie war also doch mehr als ein bloßes Phantasiestück einzelner Skalden.

Fanden wir bei den Göttern eine Einbuße an Gliedern, so zeigen die Riesen daran einen embarras de richesse. Vielarmigkeit und Vielbeinigkeit sind ja charakteristische Merkmale aller dieser alten Dämonenwesen, wie auch der griechischen Giganten. Besonders interessant ist hier die neunhunderthäuptige Großmutter Ymirs, d. h. ein Riesengeschöpf aus urältester Zeit. Sie erinnert auffällig an des Teufels Großmutter. Es ist die Möglichkeit nicht in Abrede zu stellen, daß monströse menschliche Mißbildungen, wie sie zu Zeiten immer wieder einmal vorkommen, zur Entstehung dieser Typen beigetragen haben können. Der Zug des Gliederüberflusses ist wesentlich auf die Riesen beschränkt, der des Gliedermangels findet sich häufig auch bei niederen Geistern. Viele von ihnen haben nur ein Auge; oft fehlt den Gespenstertieren das vierte Bein. Anzahl und Gestalt der Füße sind überhaupt sehr charakteristisch. Wurde doch die ganze Existenz dieser Fabelwesen großenteils aus den Abdrücken ihrer Füße geschlossen, die man im feuchten Grase, im Schlamm, in der Asche zu finden glaubte. Deshalb bleiben selbst bei Verwandlungen gerade die Füße oder Schuhe von Geisterwesen in ihrer alten, eigentümlichen Form. Es ist bekannt, daß der Teufel sogar als Kavalier Bock- oder Pferdefuß gelegentlich sehen läßt. So erregen auch die Nixen, wenn sie sich zum Tanz unter die Dorfjugend drängen, durch entstellte Füße Verdacht. Etwas anders haben wir es aufzufassen, wenn ein

Digitized by Google

Geisterwesen wie Berchta, die Spinnerin, mit breiten Füßen dargestellt wird, denn der Plattfuß ist eine Berufskrankheit der Spinnerinnen, die sie durch das stete Treten des Pedals erwerben. Bei den Gestalten der sogenannten niederen Mythologie fällt überhaupt stets geisterhafte Häßlichkeit auf. Die Meerjungfrauen (Seenixen, Wasserjungfern) gehören zu den bekanntesten Vertretern dieser Gattung. Der Glaube an sie ist unserem Volke so fest eingeprägt, daß man ein einzelnes Exemplar noch vor wenigen Jahren in unserem Königberg auf dem Jahrmarkt zeigen zu können vorgab. Den versteckten Leib des Fabelwesens entstellt ein Fischschwanz, die langen, wallenden Haare sind grün, die tellergroßen Augen kalt und fragend dem Beobachter zugewendet, die Brüste groß und herunterhängend. Gerade dieser letztere Zug, den ich nicht zu deuten wage, wiederholt sich öfter. Andere Unholde werden durch einen Schwanz entstellt. Manche mythischen Tiere zeigen ein ungeheuerliches Äußere. Zu den bekanntesten unter ihnen gehört der am Hölleneingang wachende Garmr, der beste Hund, vieräugig und mit blutiger Brust. Seine Ähnlichkeit mit dem Kerberus der griechischen Sage und dem „vieräugigen Hund“ des indischen Rituals macht ihn zu einem der sichersten Zeugen urindogermanischer Mythenbildung. Ein Hund, der zwei weiße Flecke über den Augen hat, gilt noch dem heutigen Aberglauben unseres Volkes als vieräugig, geistersichtig und gegen Besprechung durch Diebe geschützt.

Von großer Wichtigkeit ist die Kleidung der mythischen Personen. Das Altertum hat die Umhüllung mit Tierfellen, die den Verfolger oder das neugierige Wild täuschen sollten, nicht verschmäht. So zog man z. B. dem Wolf das Fell, an dem noch der volle Kopf hing, ab und streifte sich die Hülle um. An diesen Jägerbrauch knüpfte sich sicherlich alsbald der Glaube, durch solche Mummerei Wolfsmut zu gewinnen; gewiß auch der, unsichtbar zu werden — ein naheliegender Gedanke. Deshalb verstehen wir es, wenn die deutsche Sage von Tarn-, Nebelkappen redet, die zu den Gaben der Zwerge gehören, wie Wodan den bergenden Hut und Mantel besitzt. Er, der oberste Gott der Germanen, war zugleich Seelenräuber und -führer. Dem Tode aber und seinem Reiche ist die Eigenschaft der Finsternis, des Unsichtbarseins, in hervorragendem Maße eigen. Deshalb bekommt der deutsche Todesgott nicht minder als der

Digitized by Google

griechische ein verhüllendes Bekleidungsstück, das seines Trägers Unsichtbarkeit begründen sollte, zum Attribut. — Wir sehen aus dieser Einzelheit, daß die Bekleidung der mythischen Figuren für die Rolle, die ihr Träger spielt, von Bedeutung ist. Von symbolischer Wichtigkeit hierfür ist ein Sagenzug, der sich häufig wiederholt: Heinzelmännchen beschenken einen Mann, in dessen Hause sie wohnen. Da kommt dieser auf den Gedanken, die gütigen Zwerge durch einen neuen Anzug zu belohnen. Diesen finden sie nachts, rufen: „ausgelohnt, ausgelohnt" und verschwinden.

Bedeutsam sind stets die den Göttern attributiv beigegebenen Tierwesen. Die großen Götter verschmähen es sämtlich, zu Fuß zu gehen; sie werden entweder zu Roß oder zu Wagen sich fortbewegend gedacht. Da die Reitkunst jünger als die Wagenkunde ist, dürfen wir das Bild des reitenden Gottes für das spätere halten. Nun finden wir aber nicht bloß die männlichen, sondern auch die weiblichen Gottheiten und zwar die letzteren sogar auf Säuen reitend. Daraus folgt, daß das dem Dämon beigegebene Tier zu dem Gotte in ursächlichem Zusammenhange steht, und zwar kann man wahrscheinlich machen, daß in manchen Fällen die tierische Erscheinungsform religionsgeschichtlich älter als die menschliche ist. Dies gilt jedoch keineswegs allgemein und so muß die jedesmalige Prüfung die Wahrscheinlichkeit für oder gegen den einzelnen Fall ergeben.

Keine Figur hat sich dem Gemüt der germanischen Stämme tiefer eingeprägt als die des auf seinem Sleipnir reitenden Wodan; der gewaltige, mit langem Speer bewaffnete Gott auf dem ungeheueren, achtbeinigen Hengste! Mann und Pferd sind hier aufs engste miteinander verwachsen und jenem wie diesem kommt die Funktion des Seelenentführers zu. Wie schön drückt das Bewußtsein der Einheit von Roß und Reiter ein altes Rätsel aus, wenn es fragt: „Wer sind die zwei, die zum Ting (Ratsversammlung) fahren? Drei Augen haben sie zusammen, zehn Füße und einen Schweif und reisen so übers Land?" Antwort: Der einäugige Wodan auf dem achtfüßigen Sleipnir. — Der eigentliche Kriegs- und Donnergott, Donar, reitet nicht, sondern bedient sich eines Wagens, der von Böcken gezogen wird. Ziegenböcke als Gespanntiere — das scheint bereits ein symbolischer Zug zu sein, dessen Ausdeutung viele Mythologen beschäftigt hat. Noch eigenartiger ist es, daß Freyja ein Katzen-

Digitized by Google

paar vor ihren Wagen gespannt hat. Hier kann man die Verbindung zwischen den Tieren und der Göttin ziemlich sicher herstellen; die Katze war als Schützling des Hauses vor Verfolgung sicher und wurde hochgeschätzt, mußte also im Dienste der Freyja stehen, die ja ihrerseits die Patronin der deutschen Familie war. Übrigens kommen der Göttin noch andere Tiere zu. Sie soll einen goldborstigen Eber reiten. Hat sich doch eine gelegentlich auftauchende Riesin sogar einen Wolf erwählt. Auch in solchen Zügen liegen nicht etwa poetisch-groteske Verzierungen. Wenn nämlich später die Hexen auf Säuen zum Hexensabbat herbeieilen und alten Weibern der vertraute Verkehr mit Wölfen zum Vorwurf gemacht wird, so klingen die alten Ideen nach. Der indische Mythus ist hier wieder besonders klar. Von den Açvin, den beiden Göttern der Frührote, die mit einem, von geflügelten, feurigen Rossen bespannten Wagen über den Himmel fahrend gedacht werden, berichtet er, daß sie die Kinder einer Saraṇyu gewesen seien, die sie gebar, nachdem sie sich in eine Stute verwandelt hatte. Die Açvin haben also tierischen Ursprung und fallen mit den beiden Rossen, die ihren Wagen ziehen, mythologisch und begrifflich zusammen.

Zu den keineswegs unwichtigen Attributen der Götter gehören deren Waffen. Nach ihrer Form und Beschaffenheit und der Art ihrer Anwendung ließe sich eine ganze Geschichte der Bewaffnung herstellen. Die ältesten Angriffsmittel sind in der Hand der Riesen. Sofern die Giganten nicht die bloße oder mit einem Handschuh geschützte Faust benutzen, werfen sie, wie der Kyklop, gewaltige Steine oder bedienen sich der Schleuder. Auch Donar und Freyr sind so stark, daß sie mit bloßer Faust einen Riesen zu Boden schlagen können. In Donars Faust aber ruht seine herrliche Waffe, der Hammer, der nach vollbrachtem Schlage wieder in des Gottes Hand zurückkehrt. Freyr besitzt ein ähnliches Schwert und Wodan einen analogen Speer. Es wäre irrig, in diesen lebendigen Waffen Naturſymbole sehen zu wollen. Vielmehr haben wir es hier mit Wunschdingen zu tun, wie das Märchen sie in zahllosen Exemplaren kennt. Der Glaube an selbsttätige Waffen findet sich vieler Orten und ist z. B. in den Sagenstoffen des indischen Mittelalters zur Manie ausgeartet. Von besonderem Interesse ist eine Einzelheit: die Keule, mit der Freyrs Diener Skirnir den Riesen Beli erschlägt, besteht aus einem Hirschgeweih.

Digitized by Google

Sicherlich ist das Gehörn eines starken Rothirsches eine gewaltige, offenbar als Keule zu handhabende Waffe. Wir sehen, wie der Mensch dem Tier die Verteidigungsmittel ablauschte. So erschlug ja auch Simson mit dem Kinnbacken des Esels die Philister; nicht minder wurde der Pferdeschädel als Waffe benutzt. Hier, wenn irgendwo, können wir bei den Urquellen menschlicher Kultur angelangt zu sein glauben.

Unter den Ausrüstungsgegenständen verdient endlich noch der Gürtel Erwähnung. Von ihm berichtet schon die altdeutsche Sage und preist seine Zauberkraft. Nach dem Glauben der Fischer unserer kurischen Nehrung hat der Teufel einmal einem Bewohner von Nidden, der in den Wirbelwind ein Beil hineinwarf, einen Gürtel zum Geschenk gemacht. Der argwöhnische Fischer band diesen um drei junge Bäumchen. Da erhob sich plötzlich ein mächtiger Sturm und entwurzelte die Stämmchen, um sie sofort durch die Luft zu entführen. — Ich will aus solchen Sagen nicht folgern, daß Sturm und Gürtel miteinander identisch seien. Wohl aber glaube ich, daß der dem Gürtel von alters her beigelegte Zauber ihn in der Hand des Sturmriesen besonders mächtig erscheinen ließ und daß deshalb Sturm, Gürtel und Kraft parallele Begriffe wurden.

Wir haben im vorausgehenden den allgemeinen Habitus der Gottheiten einer Betrachtung unterworfen. Nunmehr wird es unsere Aufgabe sein, ihre Charaktereigentümlichkeiten und Eigenartigkeit zu beobachten und darzustellen.

Digitized by Google

III. Fortsetzung zu II., die männlichen Hauptgötter als Gesamterscheinung.

Das altgermanische Götterpantheon stellt zweifellos ein buntes Gemisch an Größe, Form und Ausstattung dar. Die kleinen Heimchen des Herdes reiten auf Mäusen, der größte der Riesen knickt Bäume durch sein Schnarchen und fängt den gewaltigen Donar in seinem Handschuh, den dieser für eine Höhle hält. Und doch läßt sich ein ordnendes Prinzip in dieser Gestaltenfülle erkennen. Mit der riesischen Größe und Stärke verbindet sich riesische Tölpelei, Dummheit und Arglosigkeit; mit der zwergischen Kleinheit zwergische Gewandtheit, Intelligenz und Boshaftigkeit. Was dem einen an Verstande fehlt, ersetzt er durch rohe Kraft und umgekehrt. So halten die feindlichen Mächte der Menschen, Zwerge und Giganten sich gegenseitig in Schach. Ein ähnliches Verhältnis klingt durch den ältesten griechischen Mythus und führt zu den in die graueste Vorzeit zurückgehenden Sagen von Helden- und Riesengeschlechtern, die miteinander in ewigem Kampfe leben. Die Zeit der Sagengestaltung, der von fahrenden Sängern vorgenommenen Einteilung und künstlerischen Darstellung der überlieferten Motive, hat diese Gegensätze von Groß aber Dumm und Klein aber Witzig mit Vorliebe verwertet und den gesunden Humor, der in ihnen liegt, mit Glück hervorgehoben. Gigantische Größe und gefälliger Humor scheinen die beiden Pole zu sein, zwischen denen deutsche Geistesart spielt. — Mit der riesischen Größe verbindet sich ungeheuere Kraft und gewaltige Körperbetätigung. Der geworfene Stein ist felsengroß, von dem Schnarchen geht ein Sturmwind aus. Die Stimme ist ein fürchterliches Brüllen. Im Gegensatze dazu klingt das Wispern der Zwerge dem Piepen der Mäuse ähnlich. Die Götter reden menschengleich. Doch finden sich in ihrer Sprache Geheimnamen, wie überhaupt sämtliche

Digitized by Google

Göttergruppen ihre eigentümlichen Bezeichnungen für gewisse Dinge haben. Das Zeitalter der Skalden hat diesen Zug besonders lebhaft aufgefaßt und für zahlreiche Gegenstände Kunstausdrücke in der Edda überliefert. Das ganze Alvismal, ein Eddalied, ist eigentlich nur ein Heitatal d. h. eine Zusammenstellung synonymer Ausdrücke in der Sprache der Menschen, Asen, Wanen, Jötnar, Alfen, Zwerge und Höllenbewohner. Bekanntlich schreiben auch die Zeitgenossen Homers ihren Göttern eine eigene Sprache zu. Mit Unrecht behauptet J. Grimm, daß das alte Indien die gleiche Idee nicht kenne. Vielmehr ist sie dort bereits im Veda deutlich nachweisbar; namentlich die Opfersprache besitzt für Einzelheiten des Rituals eine Anzahl von mystischen Bezeichnungen, „denn mystikliebend sind die Götter". Manchmal sind die gegebenen „Götterworte" einfache Verdrehungen von Sanskrit-Nomina, manchmal stellen sie einen älteren Sprachzustand dar.

Zu den wesentlichsten leiblichen Betätigungen der Götter und der Riesen gehört ihr fabelhaft starker Appetit, der zu der großen Genügsamkeit der Zwerge und Elfen in schneidendem Gegensatze steht. Denn während die Wasserfee einer urindogermanischen Sage um nichts weiter als einen Tropfen Schmelzbutter bittet, und die Heimchen, mäusegleich, von den Brotkrumen leben, die man zufällig auf den Boden geworfen, können die Riesen ganz Erstaunliches im Essen leisten. Donar, der auch hier sein riesisches Wesen nicht verleugnet, übertrifft sie noch gelegentlich und veranstaltet mit ihnen Wettessen und Betttrinken. Bei Thrym ißt er einen ganzen Ochsen und acht Lachse, dazu spült er drei Tonnen Meth herunter. Bei dem Eisriesen Ymir verzehrt er sogar zwei Ochsen und trinkt dazu eine Kufe Meth. Das Wölfische seines Appetits bricht bei dem in Frauenkleidern verborgenen Gotte gelegentlich zu früh hervor und verrät ihn fast. „Nie habe ich eine Braut so gewaltig essen gesehen", ruft der erstaunte Riese der unheimlichen Braut zu. Auch Loki, der Teufel des nordgermanischen Glaubens, frißt ungeheuer, dadurch seine Riesennatur bezeugend. Dem alten Gigantengeschlecht vollends ist die Unersättlichkeit als wesentliches Moment eigen. Das Rohe, Schrankenlose ihrer Erscheinung ist mit diesem Zuge treffend angedeutet; und wiederum können wir es nicht als einen Zufall, sondern müssen es als eine uralte historische Verknüpfung ansehen, wenn wir den deutschen Riesen Wolfesmage im

Digitized by Google

indischen Epos wörtlich übersetzt als Vṛkodara wiederfinden. — Die Vorliebe für reichliches und gutes Essen und Trinken ist eine verzeihliche Charaktereigenschaft des in seinen Wäldern schmachtenden Deutschen, noch mehr des armen Nordländers, in dessen unfruchtbaren Gegenden Hungersnöte an der Tagesordnung waren. Schlaraffenland und Himmel liegen ihm nicht weit auseinander und seine Götter sind ihm die beati Possidentes, wenn sie von dem niemals ganz verzehrbaren Eber essen und dazu den niemals alle werdenden Met trinken.

Zu den ganz elementaren Zügen der Götternaturen gehört ihre Goldgier. War schon ohnedies das glänzende Metall der Zielpunkt allgemeinen Strebens, so mußte es durch seine Verarbeitung zu Schmuckstücken, wie Ringen, Arm- und Halsbändern noch weit begehrenswerter werden. Die Kunstindustrie des nordeuropäischen Kulturkreises, deren Umfang und Bedeutung die modernen Ausgrabungen gelehrt haben, findet in den Schilderungen der Edda von dem großen Goldhort der Zwerge und Elfen und den Schmuckgegenständen der Götter ihr Spiegelbild. Einzelne Gottheiten sind nichts weiter als skaldische Bezeichnungen für solche Zierden, so z. B. Hnoss und Gersemi, zwei Töchter der Freyja. Ihre Namen heißen nämlich nichts anderes als Schmuck und Kleinod. Von erstaunlicher elementarer Rohheit sind manche, sicherlich uralte Sagen, die uns die Macht des Goldes darstellen, so namentlich die Vorgeschichte des Hauses Sigfrids nach dem eddischen Bericht und ferner einige Göttermythen. Von der hohen Frigg wird erzählt, daß sie sich aus Gier nach dem Golde, das Wodans Bildsäule schmückte, einem Diener hingegeben haben soll. Noch gewaltiger ist der Schimpf, den Loki der sonst züchtigen Göttermutter Freyja, der Beschützerin der Ehe, antun darf; er ruft ihr zu, sie habe, um ihr goldenes Halsband zu erlangen, mit vier Zwergen, ihren Schmiedemeistern, gebuhlt. — Die Freude am Putz ist natürlich besonders den Frauen eigen: Menglod, eine Riesin, hat den Namen nach ihrem Halsband bekommen. Die entschlafene Nanna beschenkt nach Balders Tode von der Unterwelt her die Frigg und ihre Dienerin mit einem Kopfputz und einem Ringe. Die gleiche Sehnsucht nach Gold spricht sich, wie wir sehen können, im Märchen und in zahllosen Vorstellungen des Volksglaubens aus, die teilweise unzweifelhaft sehr alt sind. Die Sterne oder Sternschnuppen wurden für himmlisches Gold gehalten. Daher

Digitized by Google

die Meinung, das zerspringende Meteor weise Gold oder verheiße Reichtum (der litauische Pukis) oder liefere Drachengeld. Beim Fall eines Sternes solle man sich etwas wünschen. Bei allen indogermanischen Völkern redet man von Drachen, die fabelhafte Schätze bewachen; der Goldhort soll zu Zeiten „rücken" oder „blühen" d. h. auf die Erdoberfläche kommen. Überall, besonders aber in dem Gemäuer alter Burgen, vermutet man solche Schätze eingegraben; ich besinne mich auf zwei Fälle — der eine spielte sich in Bosnien, der andere in Ostpreußen ab — in denen der Goldhunger zwei ältere Männer wahnsinnig gemacht hat. Sie gruben bis zu ihrem Lebensende unter einem alten Gemäuer, ohne den erwünschten Schatz zu finden. — Von goldenen Äpfeln spricht die griechische Sage nicht minder als das Grimmsche Märchen. Die Dämonen des modernen Volksglaubens, namentlich die gütigen unter ihnen, sind reich mit Gold ausgestattet. Die Meinung, daß der Teufel im Besitz unermeßlicher Schätze sei — die bekannte Ursache für die mittelalterlichen Teufels-Verschreibungen — geht wohl auf den Glauben an die vorzugsweise in Bergen und Höhlen wohnenden und Gold hütenden Zwerge zurück. Bisweilen verschönt sich der rohe Zug in der späteren Sage. Die Götter Germaniens lassen eine ihnen erzeigte Gefälligkeit selten unbelohnt. Wenn der Wagen des Wilden Jägers schadhaft wird und ein hilfsbereiter Mann zu seiner Reparatur die Hobel anwendet, so verwandelt sich die niederfallende Holzwolle alsbald in Gold. Selbst der Kot von dem Rosse des Wilden Jägers wird zu Edelmetall und nicht minder andere Teile seiner Erscheinung. Nur der Gläubige wird mit solchen Schätzen beschenkt; der Dämon gebietet, den unscheinbaren Gegenstand aufzuheben; der Gehorsame tut es und wird belohnt; der Ungehorsame verliert den Schatz. Eben in dieser Forderung der Sage, sich unter den Willen der Heidengötter zu beugen, liegt noch ein außerchristliches Element versteckt. Die kindliche Harmlosigkeit des zum Hausmärchen herabgesunkenen Motivs von dem Gotte und dem Golde läßt die grandiose Furchtbarkeit der bereits berührten Edda-Erzählung von den Zauberschätzen der Zwerge und des Drachens nicht mehr ahnen. Mit tiefer psychologischer Feinheit wird dort ein Weib zur Anstifterin des Mordes und Raubes gemacht: der Mann und das Gold — so heißen die beiden Wünsche ihres Herzens. Nur andeutend aber kaum verwischend redet die Sprache des Volks-

Digitized by Google

märchens: Schneewittchens Stiefmutter erobert des Mädchens Herz durch Apfel, Kamm und Leibchen, durch deren Verlockungen die dankbare Erinnerung an der Zwerge Gebot dreimal getilgt wird. In dem Herzen des Kindes redet noch nicht die Goldgier, wohl aber die ihr verwandte Putzsucht, die der irdischen Frau des Märchens und der Göttin des Mythus gleich eigentümlich ist. Ich bin auf die Besprechung dieses psychologischen Moments deshalb eingegangen, weil sie uns lehren kann, wie wenig die sog. Naturmythologie mit ihrer Behauptung, jeder glänzende Ring oder goldene Kopfschmuck der Sage sei ein Symbol des Sonnengoldes, dem Ernst und der Tiefe der Religion unserer Vorfahren gerecht wird.

Zu den am weitesten verbreiteten und fundamentalsten Irrtümern der älteren Religionsgeschichte gehört die Meinung, man habe sich die Heidengötter, ähnlich dem Christengott, außerhalb der Welt oder jenseits der Sterne in einem metaphysischen Raume weilend vorzustellen. Einer solchen Auffassung widerspricht nun alles, was wir von Gestalt und Wesen der Götter wissen. Der äußeren Erscheinung nach sind sie menschenähnlich und deshalb auf die Erde angewiesen, wenngleich bisweilen imstande, sich über diese zu erheben. Ihrem Wirken nach beschränken sie sich völlig auf die Menschenwelt, die sich ja damals noch im Mittelpunkte der Schöpfung glauben konnte. Am klarsten sagt es wieder, und zwar zu unzähligen Malen, der Veda, daß die Götter dereinst auf der Erde gelebt hätten und erst später zum Himmel emporgestiegen seien. Das mythische Pantheon, die Götterversammlung der Inder, Griechen und Germanen ist eine junge Ausgeburt wahrscheinlich priesterlicher Phantasie. Erst Homer hat vermutlich die Ratsversammlung der Götter im Olymp geschaffen und die Unsterblichen nach irdischem Muster plaudern und Beschlüsse fassen lassen. Daß auch die Walhall der Nordgermanen eine Schöpfung fahrender Sänger sei, lehrt das absolute Fehlen einer ähnlichen Vorstellung im ganzen germanischen Süden und die Tatsache, daß allen Göttern bestimmte Lokalkulte eigneten, d. h. daß sie geographisch fixiert wurden; ferner die bekannte Übertragung ihrer Namen und Personen auf spätere christliche Heiligenfiguren. Weit weniger will ich betonen, daß man viele gerade der niederen Dämonen für Personifikationen von Naturkräften hält. Denn selbst wenn dies richtig sein sollte, haben sich jene Geister doch schon längst von ihrem Ursprung

Digitized by Google

losgesagt. Nach den Berichten von ostpreußischen Fischern sollen die Wasserjungfrauen gerade im ruhigen See sich am lebhaftesten tummeln. Unserem Volk kommt es also gar nicht in den Sinn, etwa die Wellenbewegung der See poetisch als das Spiel von Nixen aufzufassen. Ich sage: die naturmythologische Grundlage des alten Götterglaubens ist kein entscheidendes Indizium gegen die Vorstellung eines eigentlichen Götterpantheons. Viel deutlicher redet in dieser Richtung die gesamte nordische Mythologie. Nach ihrem Zeugnis weilen die Götter, soweit volkstümliche Quellen sprechen, vorzugsweise in Hainen, an Quellen und Flüssen, auf Bergen. An den menschlichen Schicksalen nehmen sie lebhaften Anteil. Bald nach der Geburt des Kindes erscheinen sie und verleihen ihm Segen oder Fluch. Bei der Hochzeit der Menschen sind sie nicht selten gesehene Gäste. Donar, der Gott der Ehe, bisweilen sogar Wodan, nehmen häufig an Vermählungen teil. Gerade der Götterfürst schenkt dann seinem Liebling wohl gar eine kostbare Waffe, die sich auf späte Geschlechter vererbt und für sie Glück oder Unheil bedeutet. Überhaupt wird Wodan als Wanderer, in seiner bekannten Vermummung umherschweifend, gedacht. Er kehrt bei Sterblichen ein, um Gastfreundlichkeit zu belohnen, rauhe Sitten zu strafen. Man kann sich von der Unmittelbarkeit des religiösen Empfindens unserer Vorfahren kein richtiges Bild machen, wenn man diesen Zug vernachlässigt. Jeder greise Wanderer, der abends einem Gehöfte nahte, konnte der verkleidete Götterkönig, jeder herrenlos die Hürde umschweifende Hund ein Diener Wodans sein. Daß die antike Religion der Germanen auf das sittliche Empfinden und Handeln wirkte, ist ganz unbezweifelbar. — Der Glaube an das Wandern der Götter wiederholt sich im Märchen, das, wie angedeutet, von der Zeit redet, da der liebe Gott noch auf Erden wandelte. Besonders deutlich sind die Spuren des alten Zustandes wieder im indischen Glauben zu finden. Die Priestertheologie hatte schon längst eine Götterversammlung in himmlischen Räumen geschaffen, als das Volk noch von Indra, dem indischen Donar, als Wanderer erzählte, der in den Wäldern sich einem Sterblichen zugesellt und in dessen Lebensschicksale eingreift. Auch die griechischen Dioskuren schweifen ja über die Erde.

Die germanischen Götter sind vermenschlicht aber nicht rein menschlich gedacht. Zu ihren hervorragendsten Eigen-

Digitized by Google

schaften gehört noch die Fähigkeit, sich zu verwandeln. Unter allen Gottheiten macht Loki, der Götterdiener und Götterfeind, von dem Gestaltenwechsel den ausgedehntesten Gebrauch. Er erscheint als Fliege, Floh, Pferd, Schlange usw. Doch auch Wodan bedient sich des gleichen Zaubers, namentlich um zu berauben und zu berücken. Viele solcher Sagen sind harmlose Märchen und bedürfen keiner Deutung. Andere aber gehen, wie wir hier nur andeuten wollen, auf uralte Mythen zurück und weisen auf eine Zeit, die sich die Gottheit noch in Tiergestalt wirkend dachte. Als die Menschen später ihre Ebenbilder zu Göttern machten, schloß die Sage durch die vorhandene Idee der Metamorphose zwischen der menschlichen und tierischen Form einen Kompromiß; so entstanden die Verwandlungen, die unter der Hülle des erborgt-Menschlichen das zugrunde liegende Dämonische hindurchblicken lassen.

Man könnte solche vielseitig variierten Züge für jung halten. Wird doch selbst von dem Teufel unseres Volksglaubens oft erzählt, daß er wie ein gutmütiger Hauskobold bei der menschlichen Arbeit mithelfe, daß man sich aber vor ihm beständig hüten müsse. Ich bin indes geneigt, in dieser Doppelseitigkeit der Götter einen alten Zug zu sehen, weil die Meinung, daß man den Überirdischen nur mit Furcht nahen dürfe und daß ihre Handlungen, Gaben, Gesinnungen den Menschen unfaßbar seien und oft ins Gegenteil umschlügen, zu den Merkmalen der vorchristlichen Religionen überhaupt zu gehören scheinen. Sicherlich aber hat die neue Religion mit ihrer Lehre von der Vaterliebe Gottes diesen Gegensatz zwischen jetzt und ehemals noch mehr verschärft. Ein stellenweise vertrauter Umgang mit den alten Göttern ist gar nicht in Abrede zu stellen. Man speiste und tränkte sie im Opfer und begrüßte sie als Gäste. Ein Isländer Hrafnkel hatte sein Roß Freyfaxi zur Hälfte dem Freyr geschenkt; er teilte sich also mit dem Gott in des Tieres Besitz. Besonders schön und rührend aber ist ein Zug, den wir zwar nur in moderner Zeit nachweisen können, der jedoch entschieden heidnisch ist. Ein im Walde zurückgelassenes Kind wird — so berichtet ein Grimmsches Märchen — von dem Engel des Herrn getränkt. Man stelle sich einen Engel vor, einen Säugling an seine Brust legend! Von der heiligen Maria, der Kinderfreundin des Volksglaubens, wird ähnliches berichtet. Auch die Schlüsseljungfrau von Tegernfelden stillt

Digitized by Google

verlassene Kinder. Überall liegt eine alte Heidengöttin zugrunde, deren mütterlich-liebevolles Walten man zu erkennen glaubte. Wie beklagenswert mag in jener Zeit des einsamen Waldlebens das Los der Waise gewesen sein; wie erhebend der Glaube, daß — vielleicht nicht fern von der Stätte der Not, in dem undurchdringlichen Waldgebüsch, in der Tiefe des Brunnens — die hilfreiche Göttin wohne! Erst das Germanentum hat die Paradoxie von der Jungfrau-Mutter in Maria zur Harmonie mütterlicher Reinheit aufgelöst. — Vielfach berichten Märchen und Sage von kleinen Liebesdiensten, die gütige Genien dem Einzelnen in Haus und Hof, in Küche und Keller leisten. Frau Harke hütet Schweine und Wild, die Weiße Frau füttert und melkt das Vieh, die Trollen putzen ihre Lieblingspferde. Solche Ideen gehören bereits in den Kreis der später zu besprechenden Berufssagen. Die Viehmagd, der Schneider, der Pferdeknecht — sie alle haben eigne kleine Götter, deren Gunst man sich zu erwerben strebte. —

Das so rekonstruierte Charakterbild der Götter hat in der Edda eine bedeutsame Wandlung gegenüber einem älteren, vorauszusetzenden Zustande erfahren. Die altnordischen Sänger haben Lust und Muße gehabt, der Erde einen analogen Himmel, wohl nach alten Vorbildern, gegenüberzustellen. Das müßige Leben, das sie an kleinen, etwa norwegischen Höfen kennen gelernt hatten, wurde zum Leben der Götter gestempelt, die sich nun um weltliche Angelegenheiten wenig kümmerten, dafür um so mehr aßen und tranken, das Würfelspiel betrieben, im Scheingefecht einander gegenüber traten und die Liebe nicht vergaßen. Auch dieser Prozeß der Profanation des Jenseits durch Sängerschulen findet sich übrigens häufig wieder. — Das Liebesbedürfnis der Götter ist bei dem männlichen und weiblichen Geschlechte gleich groß. Wenn Wodan in dieser Beziehung ein schlechtes Beispiel gibt, so darf man ihm dies nicht gar zu sehr verargen. Als der mythische Stammvater vieler Geschlechter, die mit dem Anspruch der Sohnschaft an ihn herantraten, mußte er ja in Liebeshändel mannigfacher Art verstrickt gedacht werden. Freilich ist sein Benehmen innerhalb der Götterfamilie ebenfalls nicht einwandfrei. Daß darin eine gewisse Rohheit der Anschauungsweise seiner Verehrer zu Tage tritt, läßt sich nicht bezweifeln. Andererseits aber weiß man nicht, ob das, was in dieser Beziehung berichtet wird, mehr Mythus oder Roman ist. Auch

Digitized by Google

galten Fruchtbarkeit und Kinderreichtum dem Altertume als hohe Gaben. Erst ein tausendjähriges Mönchstum konnte uns Deutschen den Sinn für solche Auffassungsweise trüben, nicht rauben.

Als fernere, höchst merkwürdige Eigentümlichkeit des alten Götterglaubens erwähne ich noch dessen Fähigkeit, abstrakte Begriffe zu personifizieren. In vielen Religionen, und zwar schon religiösen Doktrinen aus alter Zeit, findet sich ähnliches. Der Veda kennt neben Sūrya, dem Sonnengott, einen Savitar, den „Anreger", also eine Gottheit, deren Wesen in der Funktion des „Anregens", der Erweckung des Lebens, so ziemlich aufgeht. Die Avesta-Religion des Zarathustra hat überaus zahlreiche Abstraktionen dieser Art gebildet. (Ahriman und Ormûz gehören übrigens, nebenbei bemerkt, gerade nicht zu diesen, sondern sind persönlich gefaßte Götter, so daß die alte Phrase von dem Gegensatz des bösen und guten Prinzips in der Zoroaster-Religion sich als nichtig erweist.) — Man hat den Eindruck, als ob der in Frage stehende Prozeß der Vermenschlichung abstrakter Begriffe folgendermaßen entstanden sei: es wurde eine beschränkte Anzahl von Göttern verehrt; diese stattete man mit Attributen aus, die, bald lobend, bald tadelnd, der Gottheit Wesen bezeichnen sollten. So wurde z. B. eine derselben Savitar, der „Erreger", genannt. Da man sich nun im Kultus mit jeder einzelnen Eigentümlichkeit eines Gottes auch im einzelnen abfinden mußte, den Sonnengott beispielsweise einerseits als Wärme-, andererseits als Lichtspender zu verehren hatte, so rangen sich die einzelnen Attribute von dem Gesamtwesen als solchem los und wurden zu selbständigen Göttern, die in das Gefolge ihres geistigen Vaters traten. Ich kann diesen Vervielfältigungsprozeß immer nur als ein priesterliches Machwerk ansehen; dem Volke als solchem kommt er nicht zu. Als Beispiel für das altnordische Gebiet gebe ich die Namen der Dienerinnen der Frigg: Hlin, Sjöfn, Lofna, Vara, Vör, d. h.: Schützerin, Zuneigung, Erlaubnis, Bündnis, Vorsicht. Die Götterfürstin ist also mit einem ihrer würdigen Hofstaat in der beschriebenen Weise umgeben worden. Bisweilen wird ein einzelner Gott in derselben Weise verdreifacht. Wodan bekommt zwei Brüder: Vili und Ve, Wunsch und Wille; ferner zwei Raben: Hugi und Muni, „Gedanken" und „Erinnerung", die ihm alle Geschehnisse der Welt zuflüstern. Diese Figuren sind skaldische Erdichtungen nach volkstümlicher Vorlage. Der Glaube, daß „Wunsch

Digitized by Google

und Wille" oder „Gedanken und Erinnerung" des Menschen, d. h. sein inneres geistiges Leben, mit einem beflügelten Körper versehen, in die Ferne schweifen und so dem Intellekt die Geschehnisse der Außenwelt übermitteln, steht keineswegs vereinzelt da. Häufig hat man vielmehr die menschlichen Gedanken, die menschliche Seele als Vogel gedacht, weil man sich unter dieser Voraussetzung am besten die Fähigkeit, Abwesendes und räumlich Entlegenes vorzustellen, erklären konnte. Doch erregt in dem oben gegebenen Falle schon die Zweizahl der Vögel Hugi und Muni Bedenken und noch sonderbarer ist die Namengebung beider, die das begriffliche Element klar hervortreten läßt. Danach könnte man geneigt sein, die ganze Vorstellung für jung und bloß erfunden zu halten. Dem widerspricht aber die häufig hervortretende Anschauung von Wodan als Totengott und seinen Raben als Geleittieren, welche letztere also auch hier, wenngleich nicht in der Zweizahl, hervortreten, weil sie, die zu den Leichen in so nahen Beziehungen stehen, dem greisen Götterkönig als dem Herrscher über Tod und Leben, als dem Gotte des Todes und der Seelen überhaupt, zustehen. Ihr unheimliches Schreien deutet auf ihren unersättlichen Hunger; ihre schwarze Farbe bringt sie zum Reich der Nacht in enge Beziehung; die bekannte Vorliebe für verendete Körper, ihr Aufenthalt an den Stätten der Verwesung macht sie besonders grauenerregend. Dazu kommt, daß Wodan in nahem Zusammenhange mit seinem eigentlichsten Wesen auch spezieller Gott der Erhängten war und ferner als Walvater auf dem Schlachtfelde waltete. Die am Galgen Hängenden und im Kampfe Gefallenen blieben ehemals unbestattet; Raben bemächtigten sich ihrer, ja das Kreisen der aasgierigen Tiere um den Rabenstein, ihr Krächzen über den Häuptern der Kämpfer schien zu verkünden, daß der Tod oder der Totengott neue Opfer fordere. Offenbar hat erst jene Zeit, die ganze Ideengruppen auf einzelne, sie repräsentierende Götter übertrug, den alten Sturm- und Totengott attributiv mit einem Tier- und Pflanzenwesen und einem Hofstaat benachbarter Götter ausgestattet. So trat der alte, Unheil bringende Rabe in Wodans Dienst. Als nun in späterer Zeit die Skalden den Gott zum allwissenden Götterherrn und -vater machten, mögen sie seine Gabe, alles zu erkennen, in gewohnter Weise durch Beigabe von Vögeln auszudrücken versucht haben, wie ja auch Gott ein Taubenpaar bekommt, das ihm alle Geheimnisse ins Ohr flüstert.

Digitized by Google

Von sonstigen abstrakten Figuren nenne ich nur noch eine: Elli, das Alter. Ein Eddalied erzählt von ihm (s. o. S. 10), daß es zum Ringkampfe gegen Donar ausgesandt, in Gestalt eines alten Weibes erschienen sei. Der Gott ringt verzweifelt gegen das Scheusal und wird endlich von ihm niedergeworfen. Der Sinn des Mythus, einer offenbar späten Erfindung, ist klar: selbst die Götter können der Macht der Zeit, dem Alter, nicht widerstehen. Dem scheint nun zwar die Vorstellung zu widersprechen, daß die Himmlischen durch die goldenen Äpfel einer Göttin Idun ewig jung erhalten blieben; diese goldenen Äpfel aber sind nicht minder als die Göttin, die sie besitzt und deren Name ja auch nichts weiter als „Jugend" bedeutet, eine späte Erdichtung. Man denke an die goldenen Äpfel der Hesperiden. Auch das deutsche Märchen ist mit der gleichen Vorstellung vertraut, die so außerordentlich weit verbreitet ist, daß man ihren Ursprung nicht nachweisen kann. Schon in alter Zeit können nordische Sänger sie vorgefunden und verwertet haben. Soviel ist jedenfalls klar: die echte, alte Sage weiß von keinem Genuß verjüngender Speise, die Götter verfallen dem Lose alles Irdischen, sie altern, d. h. sie sind sterblich.

Die Götter sind sterblich! Kein Zug des altnordischen Mythus — wir haben keinen Beweis dafür, daß er in Deutschland je zu Hause gewesen ist — ist häufiger als dieser zum Beweis dafür benutzt worden, daß die alte Religion den Germanen nicht genügt habe, und kein Argument ist dafür weniger beweiskräftig als dieses. Schon die schlichte Überlegung, daß der Anfang der Götter in mythische Vorzeit d. h. in eine irreale Vergangenheit gelegt wurde, daß also auch ihr Ende in einer entferntesten Zukunft liegt d. h. in keiner historischen Zeit sich ereignen kann, müßte vor der törichten Behauptung schützen, daß die alten Germanen ihre Götter gewissermaßen bei ihrer Entstehung hingerichtet, in der Geburt erstickt hätten. Die Meinung, daß Götter sterben können, ist weit verbreitet und hat mit dem Glauben an ihre Unvollkommenheit nichts zu tun. Der Gedanke an das Sterben von Feindeshand oder doch im ritterlichen Spiele, jenes Ende, wie es früher oder später die germanischen Götter finden, wurde, wie ich immer wieder betone, keineswegs so sentimental aufgefaßt, wie unsere Zeit es zu empfinden geneigt ist. Im Gegenteil, der Germane, der von dem Kampfe des riesenhaften Donar mit der ebenso gewaltigen Weltenschlange

Digitized by Google

erzählte, mag sich nichts schöneres als ein gleiches Ende erwünscht haben. Das Gleiche gilt von dem Hingang anderer Götter, die bereits vor Einbruch der Götterdämmerung sterben müssen. — Balder (mit dem man mythologisch noch immer nichts anfangen kann, weil er in der Edda sehr zurücktritt) geht vorzeitig zur Todesgöttin Hel; Idun desgleichen. Auch Freyr wurde begraben, sein Tod drei Jahre lang verheimlicht und die Abgabe an Zins und Menschenopfer ihm während dessen dargebracht. Derartiges ist nur zu verstehen, wenn man einen lebhaften Heroenkult, d. h. den Glauben voraussetzt, daß Götter, in Menschengestalt wiedergeboren, sich auf Erden aufhalten. Diese Meinung verursachte natürlich eine Verehrung des Geburtslandes und der Sterbegegend resp. des Grabhügels eines solchen vermeintlichen Gottes. Gerade das zuletzt angeführte Beispiel ist beweisend: Könige leiteten ihren Stammbaum auf Götter zurück, Könige betrachteten sich als Kinder und Wiedergeburten von Göttern. So verstehen wir es, wenn von Freyrs Tode dasselbe berichtet wird, was wir von Frothos III. Heimgang hören: auch sein Scheiden wurde drei Jahre lang verheimlicht und seine Leiche auf königlichem Wagen durch das Land geführt, wie Freyr von seinem Hügelgrabe aus Umzüge unternehmen soll. Weit entfernt war man davon, den Dahingegangenen um seines Schicksales willen zu bedauern. Der tote Gott war gar nicht tot, sondern lebendig und sein Grab ein Quell des Segens für das ganze Land. Die Brücke zwischen Diesseits und Jenseits schien noch nicht abgebrochen und der Geschiedene nicht unwiederbringlich verloren zu sein. Daß die Erzählung von dem Heimgange einzelner „Unsterblicher" nicht minder als die Sage von der Götterdämmerung keineswegs als ein Bankrott des germanischen Glaubens aufzufassen ist, muß allen Versuchen, das deutsche Altertum zu verkleinern, zum Trotz aufrecht erhalten werden. Der religiöse Bau, den unsere Vorfahren erhoben, ist von fanatischen Händen in die Luft gesprengt worden, nicht in sich zusammengefallen.

Digitized by Google

IV. Die weiblichen Hauptgottheiten als Gesamterscheinung. Einzelne Götterwesen: Wodan, Donar.

Wie bei allen indogermanischen Völkern, so treten auch bei den germanischen Stämmen die weiblichen Gottheiten hinter den männlichen zurück. Die Götter zu verehren, auf ihre Hilfe im Kriege und in der Ratsversammlung durch Zauberhandlungen einzuwirken, lag unseren Vorfahren sehr nahe. Die Frauen waren zu jener Zeit noch nicht ins öffentliche Leben getreten; was der deutsche Mann für sich ersehnte, konnte er von einer Frau oder deren himmlischem Abbilde nicht zu erlangen hoffen. Unsere Quellen, die sich meist auf die Schilderungen politischer oder historischer Verhältnisse beschränken, erwähnen deshalb häufiger den Gott als die Göttin. Anders der Mythus. Im Lichte der Dichtung verklärt, läßt er die Frau mehr hervortreten. Das eiserne Zeitalter war vorüber oder berührte doch den Sänger nicht. So plauderte er denn, was er über den nordischen Olymp gehört hatte oder vorzugeben wußte. Die Götter leben in ihrer Halle ein luxuriöses Leben. Da darf es an Frauen nicht fehlen. Zunächst hat jeder die Seinige, doch sind Liebesgeschichten der Unsterblichen an der Tagesordnung. Der Mädchenflor, in dessen Glanze sich Wodan spiegelt, weist auf die Kebsweiberwirtschaft der kleinen norwegischen Höfe hin. Die Frauen nehmen an den Gelagen passiven Anteil. Man wußte den Feind zu schädigen, indem man weibliche Anverwandte berückte und wußte sich Frauengunst durch Liebestränke zu gewinnen. Man kannte die Verführungskunst des Schmuckes und Goldes, deren Reizen selbst die Götterkönigin erliegt. Ihre Buhlerei wird ihr erst zur Zeit des beginnenden Christentums zum Vorwurf gemacht. Tapfere Söhne zu haben — mögen sie kommen, woher sie wollen — galt der alten Zeit als höchstes Glück. Frauenliebe lachte dem im Kampfe Gefallenen, Frauenliebe erhoffte er in der Tiefe seiner

Digitized by Google

Wälder, wenn er ein nacktes Moosweibchen überraschte oder der badenden Nymphe, die ihr Schwanengewand abgelegt hatte, das Federkleid stahl. Der stürmische Wodan jagt die Genien des Waldes, deren lange Brüste verführerisch herabhängen. — Der Mythus ist von jener mißverstandenen tacitäischen Romantik frei, die uns in der deutschen Frau eine Macht göttlicher Prophetie hat verkörpern wollen; ein starkes, erotisches Element ist der alten Sagenwelt nicht abzustreiten, wenngleich sie sich nicht in den Abgrund griechisch-römischer Lüsternheit verliert. Zweifellos trat die deutsche Göttin mehr als die indische und weniger als die griechische hervor. Der Veda hat die indischen Götterfrauen meist willkürlich erfunden, weil jeder Götterfürst nach irdischem Vorbilde eine Lieblingsgemahlin haben mußte. Diese war aber funktionslos. Die griechische Sage erhebt ihre Frauengestalten in den Mittelpunkt vieler ihrer Erdichtungen und beantwortet durch die Schilderung des blutigsten ihrer Kriege die Frage: où est la femme? Deutschland scheint in der Mitte gestanden zu haben. Germaniens Frauen lebten nicht im Harem, aber sie begnügten sich mit der Häuslichkeit und mit häuslichen Beschäftigungen in der Fremde. Zahlreiche Namen hat die deutsche Sage, der deutsche Aberglaube überliefert, Namen, wie Berchta und andere, die man gern als veränderte Bezeichnungen alter Göttinnen auffassen möchte. Diesen Figuren kommen typisches Äußere und typische Handlungen zu, so daß man, für das alte Deutschland wenigstens, schwerlich eine Trennung und Individualisierung unter ihnen vornehmen können wird. Alle Göttinnen sind mehr oder weniger zu Gespenstern verblaßt; man spricht von Weißen Frauen, Schlüsseljungfrauen, in ihrem Namen das Äußere ihrer Erscheinungen bezeichnend. Eine solche Ausstattung braucht übrigens durchaus nicht alt zu sein. Der Schlüssel im heutigen Sinne fehlte dem antiken Hause und das weiße, enge Gewand ist dem Gespensterglauben entnommen. Vielmehr weisen Tacitus und römische Bildwerke darauf hin, daß die Eine Schulter und Brust der deutschen Frau, also auch der deutschen Göttin, unbedeckt blieben. Wir müssen uns das weibliche Haupt mit langem, blonden Haare bekleidet denken, den Körper groß, voll und nicht unedel geformt, die Leidenschaften der Liebe, des Hasses, des Zornes, der Goldgier elementar und furchtbar auftretend. Die Gesellschaft der Männer wird nicht gescheut, das Haus aber heilig gehalten und bevorzugt. Wo

Digitized by Google

Ehen gestiftet werden können, wo eine Frau in Kindesnöten liegt, wo es gilt, das Neugeborene mit Geschenken überirdischer Art zu begnaden, da ist die deutsche Göttin am Platze. In ihren Händen lag die Magie der Wundheilung und des Liebeszaubers. Jene Rätselsprüche, die aus urältester Zeit zu uns herübertönen, geschaffen, Krankheiten und Gefährdung von Haus und Hof fernzuhalten oder zu vertreiben, hat die deutsche Frau vielleicht von der deutschen Göttermutter gelernt zu haben geglaubt. Jene kleinen Mittel, über die man zwar lacht, die man aber vorkommenden Falls anwendet, weil man sie in der Jugend einmal von alten Personen erlernt hat, um sie den späten Kindeskindern als Geheimnis zu überliefern — alle jene unscheinbaren Dinge wurden von Frauenhänden und Frauenherzen gehegt und gepflegt. Solange die gesamte Kultur traditionell war, blieb die Frau, die ja nie vergißt, was sie einmal auswendig gelernt hat, ihre berufene Pflegerin. Vielleicht ist der vielerwähnte tacitäische Ausspruch von der Verehrung der deutschen Frau als Inhaberin göttlicher und vorahnender Kräfte auf die Zauberkunde der Germaninnen zu beziehen. Jedenfalls weist der Autor damit auf einen im Hause unserer Urvorfahren üppig wuchernden Aberglauben hin und will die Schätzung der Frau gegenüber der Herabwürdigung, die sie im alten Rom erfahren hat, ins rechte Licht setzen. Von einem originären Frauenkultus im mittelalterlichen Sinne ist in keinem Falle irgendwie die Rede. — Noch eine Tatsache kann den Ausspruch des Römers verständlich machen: Bei den großen Stammesopfern der nordgermanischen, wohl der germanischen Stämme überhaupt, waren Frauen beteiligt. Sie schlachteten sogar Kriegsgefangene; sie weissagten aus den Opferteilen. Dadurch bekamen sie natürlich eine hohe religiöse und politische Bedeutung und konnten deshalb für Prophetinnen gehalten werden. Auch in jenem großen Menschen- und Tieropfer, das in Rußland nach dem Berichte eines arabischen Augenzeugen im 13. Jahrhundert stattfand, fungierte eine weibliche Person hohen Alters als Priesterin. Eine derartige Beteiligung von Frauen an sakralen Veranstaltungen war also dem europäischen Norden nicht fremd. Sie mag, im Verein mit jenen abergläubisch gefürchteten Geschlechtseigentümlichkeiten der Hysterien und Manien, die Scheu vor der Persönlichkeit und Zauberkunst des Weibes lange wach erhalten haben.

Digitized by Google

Wir wenden uns, nachdem wir das altgermanische Götterpantheon als solches betrachtet haben, nunmehr zu einer kurzen Darstellung der Einzelgottheiten.

An der Spitze der germanischen Gottheiten steht Wodan, in der Edda Odin genannt. Für Deutschland ist der Glaube an ihn durch viele Autoren von ältester Zeit an bis zum 18. Jahrhundert und darüber hinaus bezeugt. Sein Name erklang noch vor wenigen Generationen aus deutschem Munde, wenn die Schnitter ihm bei der Ernte ein bescheidenes Opfer weihten und zuriefen: „Wode, Wode, hol' deinem Rosse nun Futter. Jetzt Distel und Dorn, zum andern Jahr besseres Korn." — Die äußere Erscheinung des Götterfürsten ist in Deutschland und Island wohl ziemlich die gleiche gewesen. Sein Haupt sehen wir mit breitkrämpigem Hute bedeckt; den Körper verhüllt ein Mantel; sein Roß, dessen Name in Deutschland verloren gegangen zu sein scheint, ist von ihm fast unzertrennlich. Bisweilen legt er prächtige kriegerische Rüstung an, zu der ein Goldhelm gehört. Ein mächtiger, grauer Bart und die Verschleierung des fehlenden Auges durch den Schlapphut vervollständigen das Furchterregende seines Wesens. Zu seinen unschätzbaren Kleinodien rechnet das nordische Altertum den Speer Gungnir, der, wie Donars Hammer, stets in des Gottes Hand zurückkehrt, desgleichen den Goldring Draupnir, von dem jede neunte Nacht acht Ringe herabträufeln. Wenn der Gott in dem kriegerischen Hofstaat des nordischen Pantheons erscheint, so trägt er meist seine Rüstung. Natürlich legt er sie, wenn er auf Liebesabenteuer ausgeht, ab. Vor unserer, durch poetische und malerische Darstellungen mythischer Szenen gehobenen Phantasie sehen wir ihn als gebietendes, unnahbar ernstes, kriegerisches, zugleich väterlich-mildes Wesen. Doch lag eine solche Ausmalung der antiken Zeit sicherlich fern. Die älteste, bereits urgermanische Form der Poesie war das Lied, d. h. das Zauberlied, der älteste Gott der vorbildliche Dichter und Sprecher des Zauberspruchs. In dem bei Krankheiten oder zur Abwehr drohenden Unheils gesungenen Bannspruche sehen wir die ältesten Zeugen germanischer Geisteskultur. Heimlich erdichtet, wurde das Zauberwort heimlich fortgepflanzt. Seine Kunde schien in der Schlacht, in Seegefahr dem Manne, in Kindesnöten und anderer Bedrängnis dem Weibe zu nützen. Die Skalden haben ein förmliches Lehrprogramm des Runen-

Digitized by Google

zaubers hinterlassen. Es ist klar, daß zur Bewältigung des anschwellenden Reichtums an Worten und Handlungen, die der Zauberkunde entsprangen, alsbald eigne Vertreter notwendig wurden. Vielleicht waren es greise Männer, die, dem Wodan ähnlich, nicht ohne äußere und innere Abzeichnung, die Lande durchstrichen, Abenteuer durchlebt hatten; vielleicht alte Frauen, deren treues Gedächtnis neben reicher Erfahrung sie zu Prieste-rinnen des täglichen Lebens machte. Wodans Figur, wie die deutsche Sage sie überliefert hat, ist die des wohlerfahrenen, zauberkundigen Wanderers. — Der Merseburger Zauberspruch läßt ihn einmal in Begleitung anderer Götter durch den Wald reiten; eins der Pferde zieht sich eine Beinverletzung zu. Da bespricht Wodan das kranke Glied. Die kurze Einleitung des Zauberspruches ist sehr bezeichnend: die Szenerie des Waldes, die gemeinschaftliche Wanderung der Götter, ihre, vielleicht kriegerische, Fortbewegung auf Rossen, der Sturz des einen der Tiere, etwa über eine Wurzel des Urwaldbodens, und Wodans hilfsbereite Zauberkunde. Der höchste Germanengott war, wie wir annehmen dürfen, zunächst ein wandernder Zauberpriester, also auch Priestergott. Zum Göttervater hat ihn erst eine spätere Zeit, die ihre Himmlischen genealogisch zu verbinden das Bedürfnis fühlte, gemacht. Weise im modernen Sinne, allwissend und pantheistisch das vielseitig benannte Universum darstellend, kennt ihn erst das christlich beeinflußte Skaldentum. Zu seinen ältesten Charakterzügen gehören priesterliche Verschmitztheit und Verstellungskunst, ferner eine eigentümliche Vorliebe für Frauen, und zwar auch spröde Frauen, bei denen der Liebe Lohn zu Zeiten der ist, daß sie ihn mit fürchterlichen Ohrfeigen abspeisen. Wodans Wanderungen gaben sicherlich Gelegenheit, an zahllosen Stellen der Erde die Spuren seiner Persönlichkeit und Wirksamkeit zu vermuten. Fürsten rühmten sich, von dem verliebten Gotte abzustammen; Gegenden, durch seinen Speer oder das Scharren seines Rosses geheiligte Quellen empfangen zu haben. Seine ältesten tierischen Attribute sind zwei Wölfe und das erwähnte Pferd, später das beste aller Rosse genannt und mit der Gabe ausgestattet, sturmwindähnlich den Reiter zu entführen. Die Wölfe und die schon erwähnten Raben stellen den Gott als Todesdämon dar, denn Wolf und Hund sind die ältesten Leichenbestatter gewesen. Ihre Vorliebe für das Aas weihte sie den Unterweltsgöttern und der Verachtung der Lebendigen. Ehe

Digitized by Google

man dem Tode oder seinem Reiche menschliche Form gab, sah man in dem gierigen Wolfe, dem witternden Hunde seinen Vertreter. Erst später, als Wodan in den Führer der Wilden Jagd verwandelt wurde und als Kriegsherr die eignen Scharen lenkte, wurden ihm die Tiere unterstellt, die bei Jagd und Krieg sich einzustellen pflegten. Als unmittelbare Sendboten des Todes kennt diese Leichenschänder tausendfach der als uralt sich erweisende Aberglaube sämtlicher indoeuropäischen Völker. Bei den Dichtern der Edda ist die ursprüngliche Funktion von Rabe und Wolf verloren gegangen; sie scheinen dort fast zu dekorativem Beiwerk herabgesunken zu sein. Besser kennt sie unsere Sage, wenn sie die Raben um den Totenberg, z. B. den Kyffhäuser, herumfliegen läßt. Die Leichenschänder wittern das darin befindliche Aas. Wodan bedurfte als Wanderer seiner Hunde, wie fahrende Leute stets durch Hunde beschützt waren. Noch die späte Volkssage weiß von Frau Goden (= Wodan) zu berichten, deren Schlitten von Hunden oder Wölfen gezogen wird. Gute Pflege der Tiere belohnt sie. Man bringt ihnen deshalb Opfer dar. Ihre spätere mythologische Bedeutung liegt in der Verknüpfung ihres Herrn mit dem Totenreich, zu dessen unumschränkter Regentschaft Wodan niemals völlig gelangt ist, da er ja selbst nicht als eigentlich unsterblich gilt. Seine Waffen als Jagd- und Kriegsgott trägt er zugleich als Krankheits- und Todesdämon, da man den Tod meist auf Verletzungen durch unsichtbare Geschosse zurückführte. Der Hilfe Wodans rühmten sich viele; er tötet in der Schlacht, hilft seinen Lieblingen und zerbricht den Speer des Gegners. Seine Kampfesmittel wechseln mit den Fortschritten der menschlichen Bewaffnung. In der ältesten Zeit trägt er den Speer, später den Bogen, der auch in Indien zu den jüngeren Angriffsmitteln zählt; späte Stellvertreter Wodans schießen mit Büchsen. Eine weitere Waffe ist das Netz oder der Strick, der Lasso, ein altes Jägergerät, das bekanntlich auch im Kriege Verwendung fand. Wodan wirft diese Instrumente auf den Todgeweihten herab und führt ihn durch sie hinweg. Erst das späte Sängertum konnte den Gott als obersten Kriegsherrn zum Richter über Leben und Tod des einzelnen machen. So bekommt er allmählich zugleich den Rang des Götterkönigs und des Totengotts. Mancher in den ungeheueren deutschen Wäldern für immer verschwundene Wanderer mochte als von Wodan entrückt gegolten haben. „Zu Odin

Digitized by Google

reisen" heißt so viel wie „sterben". Der römische Merkur wurde mit dem deutschen Wodan gleichgesetzt, weil beide die Seelen der Menschen in die Unterwelt geleiten sollten. Doch ist die Analogie nicht ganz zutreffend: die germanische Unterwelt, die Hel, blieb neben dem Reiche Wodans bestehen. Nur denjenigen Gläubigen, die auf des Gottes Schutz persönlich hoffen durften, öffnete sich Wodans Reich. Erst eine Zeit, der die politische Vereinigung zahlreicher nordischer Duodezstaaten unter dem Machtbereiche eines anerkannten Herrschers gelungen war, konnte in Wodan den himmlischen Autokraten sehen, der in der Walhall als seiner Königsburg Hof hält und seine Lieblinge um seine Person versammelt.

Man hat darauf hingewiesen, daß die Walhall mit dem himmlischen Freudensaale der Christen eine bedenkliche Ähnlichkeit zeige. Auch ich möchte sie für entlehnt halten. Selbst wenn wir sie aber auch als altgermanisch gelten lassen wollen, können wir sie nur als eine Ausgeburt monotheistisch veranlagter Kreise verstehen, die in Wodan schon den Herrn über Diesseits und Jenseits verehrten. Der Götterglaube des spätnordischen Altertums vervielfältigt dementsprechend auch Wodans Funktionen ins Unbegrenzte. Die Anzahl der Namen, die sein Wesen fassen sollen, schwillt auf etwa 200 an. Ihm gehört die Ernte des Jahres, ihm die Schiffahrt. Er wird zum speziellen Gotte der Priester, wozu er seines geheimnisvollen Wesens wegen ja von jeher Anlage hatte. Deshalb ist er der Herr des Runenzaubers, der Heilkunde, Prophetie und der magischen Künste der Verwandlungen. Populär im engsten Sinne des Wortes ist er wohl niemals gewesen. Sein unstetes Wesen und seine priesterliche Verschlagenheit machten ihn dem deutschen Volksgemüt offenbar fremder als den offnen, tapferen Donar, den wir als den Bauerngott anzusehen gewöhnt sind.

Dem späteren Götterkönig ist ein Naturelement vor allen untertan, als dessen Vertreter er vielfach aufgefaßt wird — der Sturm. Die Vorstellung von der Wilden Jagd wurde in der späteren Zeit mit der von dem Heereszuge Wodans verschmolzen. So trat der Gott an die Spitze jener Dämonen, die in den Winterstürmen, namentlich um die Zeit der Zwölften, furchterregend aber auch segenbringend durch das Land brausen. Wenn der Orkan die Baumriesen der Urwälder schüttelte und ihre Äste brach, sah man das Walten des Gottes leibhaftig. In begreif-

Digitized by Google

licher Scheu beugte man sich vor der Macht der Erscheinung, die den einzelnen zu entführen drohte, wenn der Wilde Jäger den Fangstrick zu schleudern oder den verwegenen Wanderer auf das Pferd zu nehmen schien. Kein Eindruck konnte machtvoller das Gemüt des Deutschen bewegen, als jene Sturmgewalt, in der man zahllose Figuren, Menschenleiber und Pferdegebein, dahinbrausen zu sehen glaubte. Man fragte nicht, woher und nicht wohin die Wilde Jagd ginge, wenn sie, von dem bloßen elementaren Drange, zu stürmen, beseelt, über das Land raste — eine Gefahr dem Tollkühnen, der sie zu kreuzen wagte, ein Gegenstand heiligen Grauens dem Ehrfürchtig-Frommen. — Allmählich knüpften sich die Beziehungen zwischen dem Götterkönig und der Sturmesmacht enger. Man meinte, wahrscheinlich seit urältester Zeit, daß des Menschen Seele aus dem Winde komme und wieder in den Wind eingehe, weil ja Leben, Odem, Wind benachbarte Dinge sind. Deshalb sagt man, daß bei der Geburt eines Menschen und namentlich auch beim Tode Gehängter Sturm entstehe. So gehen denn die Seelen in Windform in Wodans Reich. Ihm sind die am Galgen Gestorbenen geweiht. Er selbst bringt das höchste Opfer dar, indem er sich an dem windigen Baume neun Nächte lang aufhängt. Als Luftreiter erscheint er noch am Ende des 12. Jahrhunderts. Erst die Zeit der willkürlichen Mythenbildung hat ihn mit einer Genealogie ausgestattet. Sie macht den riesischen Börr, Buris Sohn, zu seinem Vater, Bestla zur Mutter, Vili und Ve zu Brüdern, Frigg zur Hauptgemahlin, Jörd zur Tochter, von der er in der Blutschande den Balder zum Sohn bekommt. — Wie er der spezielle Freund der Musik und Lieblingsgott der Skalden ist, so tritt er in der alten Poesie mit allen seinen Eigentümlichkeiten lebhaft hervor. Keinem germanischen Gotte kann man eine so trefflich entwickelte Eigenart nachrühmen als dem alten Göttervater.

Ihm zunächst steht an Ansehen und Bedeutung Donar. Das für die heidnischen Sachsen bestimmte Taufgelöbnis nennt ihn als Thuner an erster Stelle neben Wodan. Die Existenz dieser beiden Götter ist also auch für die südgermanischen Gegenden beglaubigt. Wenn Tacitus von einer Verehrung des Heracles und des Mars durch unsere Vorfahren spricht, so deutet er bei einem dieser Namen wahrscheinlich auf den alten Donar hin. Sein machtvolles Äußere wird bei den Sängern

Digitized by Google

der Vorzeit vielfach geschildert. In riesischer Größe steht er vor uns da. Die Füße ruhen auf dem leichten Wagen, den zwei Ziegenböcke mit Sturmeseile dahinziehen; mit den in der linken Hand gehaltenen Zügeln regiert er das Gespann; in der Rechten hält er seine herrliche, vielbesungene Waffe, den Steinhammer, der stets sein Ziel erreicht und stets wieder in des Gottes Hand zurückkehrt. Merkwürdig ist dessen Form: der Griff ist zu kurz. Der indische Donnergott Indra ist nicht anders ausgerüstet als Donar. Das Haupt des deutschen Gottes ziert ein Helm, das Gesicht ein riesiger, roter Bart; die furchtbaren Augen leuchten so hell, daß ein Riese bei ihrem Anblick erschrocken zurückweicht. Um die Hüfte ist ein Kraftgürtel geschlungen, die Hand bedeckt ein eiserner Schuh. So erscheint er vor uns — das Urbild eines deutschen Kriegsmanns. Wie Wodan und Indra ist er ein Freund des Wanderns, und, wie die indische Gottheit, dem Spiele und Trunke ergeben, auch der Liebe nicht abgeneigt. Von seinem echt soldatischen Hunger und Durst haben wir schon gesprochen. Das Würfelspiel, dem sich gerade die Edlen unseres Volkes hingaben, ist ein urdeutsches Laster, dessen die alten Germanen vielleicht mit bezug darauf, daß ihr göttliches Oberhaupt es nicht besser getrieben hätte, sich nicht schämten. Wer mag es ahnen, was jene alten Lieder enthielten, die unsere Vorfahren, wie der alte Römer berichtet, zum Gedächtnis der Vorwelt sangen? Sie sind uns unwiederbringlich verloren. — Donar wird meist tätig und rücksichtslos zugreifend geschildert. Der Kampfesliſt zeigt er sich nicht abgeneigt, doch ist sein meist freies, redliches Wesen dem deutschen Nationalcharakter weit mehr gemäß als das Wodans. In vielen Zügen zeigt sich Donars echte Volkstümlichkeit. Gern kehrt er bei Reichen ein und macht bei ihnen üppige Hochzeiten mit. Die spätere Zeit hat ihn fast ebenso vielseitig in monotheistischer Richtung entwickelt als Wodan. Der älteste Kern seines Wesens aber zeigt sich offenbar in der attributiven Beigabe und Verwendung seines Steinhammers. Schon das Material, aus dem dieser gefertigt, und die Form, die er besitzt, weisen auf uralte Zeit und Waffenkunst zurück. Dazu kommt der alte Aberglaube, daß prähistorische Steinbeile, die man in der Erde findet, Donnerkeile, daß sie also durch den Donner auf und in die Erde geschleudert seien — eine Meinung, die uns lehrt, daß man im Hammer Donars einen ähnlichen, Donner erzeugen-

Digitized by Google

den Stein zu sehen glaubte. Zweifellos ist es, daß man in dem riesischen Gotte einen Gewitterdämon mit flammenden Augen und feurigem Barte, feuererzeugender Keule und feurigem Wagen zu erkennen hat. Die Figur eines solchen Lichtwesens, wie es gegen die Trolle, die feindlichen Nachtunholde, die Zwerge kämpft, steht vor der Phantasie mit seltener Ausgeprägtheit da. Der mythische Kampf des blitzbegabten Himmelsgotts und Lichtbringers gegen die Mächte der Nacht klingt als Sage aus fernster Urzeit zu uns herüber. Tausendfach rühmt der Veda den Sieg Indra's über den gestaltungslosen, nächtlichen Vṛtra; das gleiche Motiv ist der Avesta-Tradition geläufig und klingt in zahlreichen mythischen Ansätzen des heutigen Armeniens nach. Der Schmied, der den Dämon in Fesseln schlägt, begleitet den deutschen Gott auf seinem Zuge, und zaubermächtige Schmiede treten in weitverbreiteten Sagen des indogermanischen Asiens auf. Ja, in Armenien wie in Deutschland schlagen noch heute die späten Nachkommen jener Zauberkünstler um die Zeit des wechselnden Lichtes dreimal mit dem Hammer auf den Ambos, um die Ketten des Nachtungeheuers zu stärken. Der Wechselkampf von Nacht und Licht gehört zu den ältesten religiösen Ideen der indogermanischen Völker. Die Feuer, die man um die Sonnenwenden anzündete, sollten der Tätigkeit des Lichtgottes zur Hilfe kommen. Durch Feuer glaubte man Krankheiten zu vertreiben, wenn man bei ihrer Entflammung das alte, rituelle Verfahren des Reibens zweier Hölzer gegeneinander bewahrte. Geschah es aber, daß man bei eintretenden Sonnenfinsternissen mit Pauken und Kesseln einen ungeheueren Lärm erhob und gegen die Sonne schoß, so war es unseren Vorfahren heiliger Ernst mit ihrem Streben, sich der Geister der Finsternis zu erwehren, die jetzt zu siegen schienen. Wie der Mensch auf den lebenspendenden Tag angewiesen ist, während die Nacht ihn Tausenden von Fährlichkeiten aussetzt, so verehrte man die lichtstrahlenden Gestirne, den die Finsternis bewältigenden Blitz, so schied man auch auf Erden das ganze Reich der Körperwelt in Licht und Dunkel. Das Schwarze gehörte den Unholden zu, die Farbe des Feuers war dem Donar zu eigen. Unter den Tieren ist der lichtrote Fuchs, unter den Gewächsen die mit roten Früchten behangene Ebereſche dem Donnergotte geweiht. Der Kampf zwischen Nacht und Licht zerreißt die ganze mythische und wirkliche Welt in zwei gewaltige Parteien. Noch heute verlautet von einem Nachklange von ihm.

Digitized by Google

Wenn nämlich die Fischer der Kurischen Nehrung von dem Teufel als einem Feinde des Donners reden und meinen, daß der Böse oder daß gewisse Zwerge sich unter die Kleider von Frauen verkriechen, um nicht vom Blitz erschlagen zu werden, so sehen wir, daß die beiden feindlichen Urmächte noch immer nicht miteinander Frieden geschlossen haben. Eine ganze Reihe von Gebräuchen, die der Freude über das kämpfende oder siegende Licht Ausdruck geben, sind uns aus fernster Urzeit erhalten worden.

Der Hammer, den wir bisher nur als Kampfeszeichen fanden, gewinnt allmählich gleich dem Stabe und dem Schwerte eine Bedeutung als Rechtssymbol. Das Zepter als Zeichen der königlichen Würde ist ursprünglich nichts anderes als ein Stock, der auf das Recht des Regenten als höchsten Richters deutete, die Prügelstrafe zu verhängen, die ja eine Zeitlang die weitaus häufigste Form der Buße war. Der Hammer hatte als kriegerische Waffe ganz ähnliche Bedeutung. Sobald man ihn als spezielle Waffe Donars ansah, wurde dadurch der Machtbereich des Gottes vielseitig erweitert, denn alles, was mit dem Hammer berührt wurde, trat dadurch unter dessen Schutz. So war mithin Gelegenheit geboten, den Donnerer monotheistisch auszugestalten und ihn in dieser Hinsicht dem Wodan anzuähneln. Sicherlich gab es Gegenden, die diesen, und solche, die jenen Götterfürsten bevorzugten. Das Bedürfnis, individuelle Götter zu haben, zeigt sich bei Donar ganz ausgeprägt. Von einem rohen Einzelkult ist eben zur späteren Zeit des Germanentums nicht mehr die Rede. So wird denn Donar gleich Wodan allmählich bei allen Nöten zu Lande und Wasser angerufen: er sendet Träume und heilt Krankheiten, verleiht günstigen Fahrwind und weilt, Segen oder Unheil stiftend, unter den Menschen. Als Herr des Hammers ist er höchster Schützer des Rechtes und sämtlicher Rechtsakte. Er erscheint deshalb schon bei der Geburt Bevorzugter, und mancher Edle trug seinen Namen; er stiftet und schützt die Ehe und wehrt Verunehrung von Toten und deren Urnen. Allen öffentlichen Versammlungen und Gerichtsakten steht er vor. Als kriegerischer Gott leiht er namentlich im Kampfe Hilfe. Auch diesen Zug hat er mit Wodan gemein, der Zwietracht stiftet und den verderbenbringenden Spieß über die Feinde wirft. — Der Zug von Donars Leutseligkeit tritt mächtig hervor. Wenn wir den Götterkönig

Digitized by Google

vorzugsweise als Priester ansahen, so ist Donar mehr König vom alten Schlage. Mit ungeheuerer Kraft und furchtbaren Waffen, doch auch kostbarem Schmucke versehen, auf dem Kriegswagen daherfahrend, verschmäht er den Umgang mit seinen Untertanen nicht, bei deren Hochzeitsmahlen er vielleicht einen echt ritterlichen Hunger zeigt. Gutmütig und hilfsbereit, ist er doch auch zum Jähzorn geneigt und in diesem fürchterlich. Krieg und Abenteuer sind seine Sache. Der Männerrat und das Gericht werden von ihm geleitet, ein Amt, das dem Fürsten zukommt. Blut zu vergießen hat er wohl allein das Recht; deshalb sind die Hinzurichtenden ihm geweiht. — Die spezielle Verehrung eines Priester- und eines Fürstengottes ist eine auch bei anderen Völkern zu beobachtende Tatsache. Sie beweist das Alter und die Sonderstellung beider Stände.

Die alten Götter sind geschwunden, aber sie haben sich ein bleibendes Denkmal nicht nur in den vielen Eigennamen von Personen und Gegenden, die nach ihnen benannt sind, sondern namentlich in der Bezeichnung von Wochentagen mit ihrem Namen gesetzt. In Worten wie Dienstag, doch auch in wednessday, dem englischen Ausdrucke für Mittwoch, ferner Donnerstag und Freitag besitzen wir die festesten — ach, wir müssen sagen: fast die einzigen festen — Anhaltspunkte für das Vorhandensein und die Wertschätzung der alten Gottheiten im germanischen Süden, zugleich das kostbarste Mittel, die römischen und deutschen Götter miteinander gleichzustellen. Der Name Donars hat sich im Donnerstage erhalten, dem heiligsten Tage der germanischen Woche, dem hauptsächlichsten Opfertage, dessen glückbringende Vorbedeutung noch dem heutigen Volksglauben geläufig ist, denn dieser Tag ist der zur Abschließung von Ehen bevorzugte. Überhaupt sollen Handlungen gelingen, die drei Donnerstage hintereinander vorgenommen werden. Dieser Tag und alles was zu ihm gehörte, was man an ihm verrichtete, ja selbst das an ihm geborene Kind standen unter des Gottes Schutz. — Der Mittwoch hat seinen farblosen Namen erst später bekommen. Seit dem vierten oder fünften Jahrhundert unserer Zeitrechnung wurde der dies Mercurii, der Merkurstag, durch niederdeutsch Wodanesdag, agf. Vódnesdäg, übersetzt, woraus das wednessday = Mittwoch des heutigen Englisch geworden ist. —

Digitized by Google

Die unschätzbare Wichtigkeit dieser Namen liegt darin, daß sie der germanischen Mythologie einen festen Halt geben und zugleich die tiefe Durchdringung des altdeutschen Lebens mit religiösem Gehalt beweisen. Denn wie weit mußte ein Volk vorgeschritten sein, das sein ganzes Tagewerk mit allen seinen Schicksalen den Göttern unterstellte, vor deren Macht und Größe es sich beugte!

Digitized by Google

V. Die übrigen Einzelgötter. Die Gruppengottheiten: Zwerge.

Wenn wir der Bezeichnung jener Wochentage gedachten, die uns zu altgermanischen Götternamen zurückführen, so haben wir zwar den Dienstag erwähnt, das Wort aber noch nicht erklärt. Es führt auf den Namen des Tiw, Ziu. Der Stamm dieses Wortes hängt mit der urindogermanischen Wortwurzel dīv, leuchten, zusammen, woher auch die Namen Zeus und Jupiter kommen. Es ist danach anzunehmen, daß dieser Ziu einmal eine große Rolle gespielt hat und Himmelsgott gewesen ist. Soweit wir ihn nun aber aus römischen oder germanischen Quellen kennen, hat er diese Stellung völlig eingebüßt und ist zum Gerichts- und Kriegsgott herabgesunken. Sein Äußeres kennzeichnet eine Verstümmelung: der Verlust der Hand. Der ihm geweihte Tag mag, vielleicht im Gegensatz zu dem Freitag, der einer huldreichen Göttin zugehörte, zum Beginne von kriegerischen Unternehmungen benutzt worden sein. Wir wissen z. B., daß König Heinrich IV. alle seine Kämpfe am Dienstage begann. Im übrigen tritt der Gott im Mythus und in der Volkssitte ganz zurück. In Schleswig war ein Altar errichtet, den dortige Soldaten dem Mars Thingsus, also dem Kampfesgotte, der zugleich Oberherr der Ratsversammlung war, geweiht hatten. Damit muß wohl Ziu gemeint gewesen sein. Wenn ferner das bereits erwähnte, altsächsische Taufgelöbnis von Saxnot spricht, so kann es entweder an Ziu oder an Freyr denken. Die Verwandten Zius spielten keine Rolle, die der anderen Gottheiten (wie schon hier bemerkt sein mag) stets eine geringe. Überhaupt ist es, generell gesprochen, nur eine Eigentümlichkeit der Schulmythologie, die Götter in erster Linie en famille zu denken, da doch die Himmlischen, ungleich den Irdischen, nicht Vater noch Mutter brauchen, um ans Tageslicht zu kommen;

Digitized by Google

die zwischen den Gottheiten geknüpften verwandtschaftlichen Beziehungen mythologisch vielmehr nur als Mittel dienen können, den einen Gott von dem anderen abhängig zu machen — wie z. B. Wodan dadurch, daß man ihn zum Vater der meisten Götter machte, mit besonderer, auf Alter und Weisheit gegründeter patriarchalischer Macht ausgestattet wurde. Es ist danach klar, daß man sehr wohl einen Himmlischen mit Kindern versehen denken konnte und doch von seiner Frau nichts gehört hatte, oder daß man Frau und Kind erst später zu seiner Persönlichkeit hinzuerfand. Dies letztere gilt z. B. von Donar, dessen Vater Wodan, dessen Mutter Fjörgyn heißt. Zu seiner Gattin wird die Sif gemacht, seine Tochter soll Thruder sein — beides hohle Personifikationen, da Sif soviel wie „Sippe" bedeutet und Thruder = Kraft ist.

Wir erwähnten bereits den Namen des Freyr. Das Wort heißt so viel wie „Herr". Des Gottes Schwester ist Freyja; beide sind ihrem Namen und ihren Funktionen nach aufs engste miteinander verbunden. — Von Mythen, die sich um Freyrs Persönlichkeit gruppiert hätten, ist wenig bekannt. Er ist ein milder und gütiger Gott mit erotischem Charakter gewesen. Das herrliche, von selbst fechtende und in des Gottes Hand zurückkehrende Schwert gibt er bei einer Brautwerbung weg — ein weichlicher und später Zug; der besorgte Bearbeiter bemerkt, daß die unvergleichliche Waffe dem Gotte in der letzten Stunde fehlen werde. Weithin erkenntlich ist Freyr an seinem prächtigen Rosse und dem Goldschmucke seines Ebers. Roß und Eber sind auch die Tiere, die ihm dargebracht oder geweiht werden. Bei diesem und allen folgenden Göttern und Göttinnen ist es unklar, ob sie auch bei den südgermanischen Stämmen verehrt wurden. Dagegen hat die nordische Erfindung — vielleicht der nordische Mythus — mehrere, uns Südgermanen gänzlich unbekannte Gottheiten mit wunderbaren Attributen ausgestattet, die deshalb ein gewisses Interesse haben, weil sie die Lebhaftigkeit der Phantasie dieser religiösen Poeten zeigen. So kommt dem Freyr noch das Schiff Skidbladnir zu, das alle Götter faßt, stets guten Wind hat und nach dem Gebrauche wieder zusammengelegt werden kann. Das erwähnte Roß, Blodughofi, Bluthuf, nimmt die Gestalt von Freyrs Diener Skirnir an, sprengt durch die Waberlohe und befreit des Gottes Geliebte Gerdr. Die Sage ist ein Vorbild für das Brun-

Digitized by Google

hildenmotiv; auch das Dornröschenmärchen ist damit in Zusammenhang gebracht worden. Der Erzählung in ihrer gewöhnlichen Fassung wohnt sicherlich eine hinreißende Erotik inne: — das heldenhafte, keusche Weib, dessen Schlaf durch einen Flammengürtel geschützt wird; der jugendliche, furchtlose Held, an Gestalt und Schönheit ihr gewachsen, keusch wie sie, stark wie sie, von einem Drange getrieben, die Hilflose zu befreien, den köstlichen Preis zu erringen. Dann das Erwecken der Jungfrau, das Durchschneiden des Panzers. Man ahnt das Gefühl beleidigten Stolzes und der Liebe, die aus dem Empfinden der weiblichen Ohnmacht gern entspringt; ja man ahnt das Unglück, das die gemischten Gefühle der Liebe und des gekränkten Stolzes so leicht in dem keuschen, spröden Herzen erzeugen können. — Doch, wie gesagt, der Mythus ist von den religiösen Poeten des Nordens erst in diese Form gebracht worden. Freyr war vermutlich nichts anderes als eine der vielen Personen, die zu dem Befreiungsmotiv in Verbindung gesetzt wurden.

Als letzten der männlichen Götter wollen wir Balder nennen. Wenn es wahr wäre, daß der Phol des Merseburger Segens in Balder wiederkehrt, müßte der letztere also auch in Deutschland als zauberkundige, dem Wodan zur Seite gestellte Gottheit verehrt worden sein. Im Norden gibt es Eigennamen von Orten, die des Gottes Namen wiederholen, so z. B. Baldersbrönd (Baldersbrunnen). Im übrigen wissen wir von dem Wesen Balders überaus wenig. Keine Gestalt des nordischen Mythus ist so farblos wie die seinige. Des Gottes glänzendes Äußere wird gepriesen; er ist weiß von Antlitz und leuchtend, seine Wohnung rein und frei von aller Lüge. Solche Züge sind verdächtig, christliche Zusätze zu sein. Man hat deshalb Balder geradezu mit Christus gleichgestellt — ob mit Recht, wird sich niemals mit Sicherheit entscheiden lassen. Ganz eigentümlich ist es, daß man dem Gotte besonders schöne Füße nachrühmt. Die Sage von Balders Tode ist zum bekanntesten altnordischen Mythus geworden. Der blinde Höder freut sich über des Gottes Unverwundbarkeit, benutzt aber zum Werfen das Holz des Mistelzweigs, der einzigen Pflanze, die dem Balder verderblich werden kann. Loki hat ihm die Waffe in die Hände gespielt. Das Geschoß fliegt, und der Herrliche stürzt tot zu Boden. — Die Erzählung ist plump und offenbar spät. Ein blindes Wesen empfindet — darin stimmen moderne und antike Beobachtungen

Digitized by Google

überein — am Kampfe keine Freude und bedient sich keiner Geschosse. Wie hätte den des Augenlichts Beraubten das kriegerische Spiel ergötzen können, dessen Reiz doch in diesem Falle eben darin bestand, daß die Himmlischen ihre mächtigen Waffen an dem unverwundbaren Leibe abprallen sahen? Wie wäre es denkbar gewesen, daß ein erblindeter deutscher Krieger durch ziellosses Werfen des dereinst in seiner Hand so sicher treffenden Speeres den Spott seiner Umgebung herausgefordert hätte? — Der blinde Gott scheint eigens für die Zwecke des Mythus erfunden zu sein. Das gleiche gilt von Balder, der weder Attribute noch Funktionen hat. Die Theorie von dem christlichen Ursprunge des Mythus gewinnt dadurch an Wahrscheinlichkeit. Mit besonderer Entschiedenheit ist die ganz verkehrte, haltlose und den Thatsachen zuwiderlaufende naturmythologische Erklärungsweise zu verwerfen, nach der etwa Balder den Sommer, Höder den Winter darstellen soll, dem die warme Jahreszeit im Herbst erliegen muß. — Die Balderſage trägt einen larmoyanten Charakter: die ganze Kreatur soll über Balders Tod weinen, dann kann er wieder aus der Unterwelt frei kommen. Alle Wesen schwören, den Gott nicht zu verletzen, — ebenfalls eine späte, tendenziöse Idee; denn daß man wirklich alle Steine und Pflanzen belebt und mit gleicher Empfindung beseelt sich vorgestellt haben sollte, ist ganz undenkbar. Balder geht darauf zur Hel; der Text sagt mit einem weinerlichen Schlußwort: „Das ist das größte Unglück, das Götter und Menschen jemals betroffen.“ Schön und rührend, zugleich kulturgeschichtlich im höchsten Grade interessant, ist ein sich um Balders Begräbnis schlingender Sagenzug: seine Gemahlin Nanna stürzt sich auf das Totenschiff und verbrennt sich zugleich mit ihrem Gatten. Man hat diese Sage als einen Beweis dafür angesehen, daß auch im Norden die Witwenverbrennung bekannt war.

Mit der Aufzählung dieser Götter ist die Reihe der in der Edda genannten Himmlischen nicht im entferntesten erschöpft. Doch haben die anderen ein weniger individuelles Gepräge. Ein gewisses Interesse hat noch Gott Bragi, die nackte Verkörperung der heiligen Poesie, vielleicht nur aus dem Wesen Wodans gewonnen, der ja später zum Gott der religiösen Hymnendichtung wird. Ihm entspricht auf das genaueste die indische Personifikation der heiligen Opferrede durch die Vāc, die Göttin des „Wortes“ d. h. des göttlichen Wortes. Auch sie gilt als Tochter verschiedener Götter oder mythischer Weiser.

Digitized by Google

Die weiblichen Gottheiten treten gegen die männlichen zurück. Zwar kann man beweisen, daß einige von ihnen verehrt wurden, ja selbst die Hervorragendste einem Wochentage den Namen gegeben hat, eine scharfe Charakterisierung der einzelnen Göttinnen ist aber nicht möglich. Nur wenige heben sich ab, selbst wenn wir die Phantasiegebilde der nordischen Dichter für eigentliches religiöses Volksgut halten wollen. Immerhin ist es nicht zu übersehen, daß offenbar kein germanisches Volk der weiblichen Gottheiten ganz entraten konnte. Die ältesten Götterstammbäume gehen naturgemäß auf ein weibliches Wesen als die Urmutter des gesamten Geschlechts der Himmlischen zurück. Die kleinen Opfer und die Mehrzahl der eigentlichen profanen Arbeiten standen unter dem Schutz von weiblichen Gottheiten. Solche hehren Frauenwesen schützten die werdende Mutter, begabten das Neugeborene, weissagten und wurden deshalb zu Lenkerinnen des Schicksals, wie die Nornen, die Schicksalsfrauen, die den Parzen entsprechen und in ihrer Dreiteilung und Sonderstellung nicht volkstümlich gewesen zu sein brauchen. Alle jene wichtigen Ereignisse und Wendepunkte des menschlichen Lebens, die ein niedrigstehendes Volk mit rohem Aberglauben zu umgeben pflegt, standen unter der Obhut von Göttinnen, deren Gestalten für uns leider zusammenfließen. Die Edda hebt zwei von ihnen hervor: Frigg nnd Freyja, beide auch im germanischen Süden bezeugt, beide für uns nicht mehr voneinander trennbar. Unschätzbar sind ihre Namen. Frigg ist die Fria des Merseburger Segens; ihr Name hat sich in der Bezeichnung von einzelnen Spukgeistern des Volksglaubens und in Personennamen, z. B. in der Harzer Gegend erhalten. So erscheint sie als Fricke, Freke, Fui wieder. Andere Frauenwesen, wie Frau Harke, Frau Holda, Berchta und die mittelalterliche Venus der Tannhäusersage, sind ihr vielleicht verwandt. Sie gilt als Fjörgyns Tochter und als Gattin Wodans, also als Götterkönigin. Balder ist ihr glänzender Sohn. Ihrem Namen nach heißt sie etwa „die Liebliche“, denn das Wort ist mit dem sanskr. priya, „gütig“, „lieb“, verwandt. Sie hat dem Freitag den Namen gegeben, der Friatag hieß und mit dies Veneris (Tag der Venus) übersetzt wurde. Namen und Funktion als Schützerin des häuslichen Herdes hat sie an die jüngere heilige Maria abtreten müssen, unter deren spezieller Obhut auch Pflanzen standen, die, wie etwa das „Frauenhaar“, an den menschlichen Körper gemahnten

Digitized by Google

oder Heilzwecken gedient zu haben scheinen. Ein einziges, der Göttin zukommendes Attribut spielt im eddischen Mythus eine Rolle: das Falkengewand, das sie nach Belieben an- und ablegen, ja verleihen kann und das ihr die Gabe des Vogelflugs zuerteilt. Ein ablegbares Federkleid ist ja nach urältester Sage allen Wassernymphen eigen. So kann schon in dem vedischen Mythus die Apsaras Urvaçi sich beliebig als Schwan und als Mensch manifestieren. Die Sagen vieler — nicht bloß indogermanischer — Völker berichten von ähnlichen halb menschlichen, halb tierischen Frauenwesen. Es dürfte also das alte, dem Dämonenglauben angehörige Motiv auf die Göttin übertragen worden sein. — Wie alle germanischen Göttinnen und die heilige Maria des Volksglaubens ist Frigg am Spinnrocken tätig. Von der üppigen Phantasie der Sänger wird sie auch in glänzende Säle versetzt und mit weiblichem Gefolge und reichem Schmucke, der von einer Vertrauten bewacht wird, versehen vorgestellt. Daß die ihr nahe befreundete Gemahlin Balders selbst nach ihrem eignen Tode der Götterkönigin kein besseres Geschenk aus dem Schattenreiche der Hel als einen Kopfputz zu machen weiß, ist bereits erwähnt worden. Friggs Putzsucht tritt ganz besonders scharf in dem offenbar unrechten Mythus hervor, nach dem sie aus Gier nach dem Golde, das Wodans Bildsäule schmückt, einem Diener sich hingibt. Edler und volkstümlicher dürfen wir uns Friggs Gestalt im deutschen Mythus denken, in dessen Entartung ja noch die heilige Maria als Spinnerin auftritt. Führt man doch auch den sog. Alten-Weibersommer auf das Gespinst der heiligen Jungfrau, das dieser von ihrer himmlischen Werkstätte aus entfallen ist, zurück. Gegen solchen Aberglauben haben sich die österreichischen Geistlichen noch des ausgehenden 18. Jahrhunderts wehren müssen. Wenn an gewissen Tagen die Sonne scheint, so sagt man, daß die heilige Jungfrau ihre Wäsche auf Rosenhecken trockne; besonders klar drückt den uralten Bezug auf die deutsche Göttin der Volksglaube aus, der da besagt, daß es am Freitag, also dem Tage der alten Göttin, nicht ununterbrochen regnen könne, weil die heilige Maria wenigstens einige freundliche Minuten zum Trocknen ihrer Wäsche brauche. Die große Rolle, die der alten Göttin gerade als Spinnerin zukommt, wird erklärlich, wenn man bedenkt, daß die überaus zeitraubende Arbeit des Spinnens ausschließlich in der Hand der Frauen lag, die ihre späten Abend- und Nacht-

Digitized by Google

stunden zu der leichten, aber anhaltenden Beschäftigung verwandten. Die Spinnstube vereinigte in späterer Zeit alle jungen Mädchen des Dorfes, die sich mit der Erzählung von Liebes- und Gespenstergeschichten unterhielten. Die gesponnenen und gewebten Stücke wurden sorgsam verwahrt und bildeten die Aussteuer des jungen Mädchens, das durch den langen Faden des Wergs den Freier sich hereinspann, wie das Märchen es so schön darstellt. Der Fleiß der einzelnen Jungfrau fand in der Hoffnung zukünftigen Eheglücks seine schönste Belohnung; eine solche Auffassungsweise entsprach den reineren Sitten einer frühen Zeit.

Die Poesie des Spinnrockens und seine soziale Wichtigkeit knüpften das Band zwischen dieser Frauenarbeit und ihrer göttlichen Patronin aufs engste. Man spricht vielfach von Strafen, die Frau Berchta oder Fricke über faule Mädchen verhängt. Sie verwirrt ihnen, als unheimliches Wesen vor dem Hause erscheinend, das Garn, besudelt es mit Pech oder wirft ihnen Spindeln durchs Fenster, die sie zur Strafe abspinnen müssen. In der Zeit des Verfalls jener alten Glaubensmeinungen mag man den Aberglauben müßiger Mädchen zu ihrer Besserung benutzt haben, wie man früher auf die alte Göttin als die berufene Rächerin häuslicher Unordnung zu gleichem Zwecke hinweisen durfte.

Die volkstümlichen Ideen, die sich an die Götterkönigin anschließen, umgaben vermutlich nicht minder Gestalt und Art der Freyja. Schon der nordische Mythus mag sie der Frigg angeähnelt haben, und beide Namen fließen für uns zusammen. Man nennt sie die Tochter Njördrs und Schwester Freyrs; die Namen ihres Gemahls und ihrer Töchter sind ganz belanglos, die letzteren aber deshalb bezeichnend, weil sie die Putzsucht auch dieser Göttin veranschaulichen. Die beiden Mädchen heißen nämlich: Hnoß (Schmuck) und Gersemi (Kleinod). Dem entsprechend kommt der Göttin als vielgenanntes Attribut das Halsband Brisingamen zu, ein prächtiger Schmuck, der einstmals, als sie in zornige Erregung geriet, von ihrem Halse sprang und zu Boden fiel. Dies Juwel ist der Gegenstand des Neides der Götter und des höchsten Stolzes seiner Trägerin. Eine eigentümliche Fabel besagt, daß der alte Götterdiener und Götterfeind Loki auf Wodans Geheiß in das Schlafgemach der Freyja gedrungen wäre, indem er sich in eine Fliege, dann in einen Floh verwandelte. Die Himmlische wurde im Schlafe

Digitized by Google

von dem Insekt gestochen, wandte sich um und gewährte so die Möglichkeit, das Band des Schmuckes loszulösen. Der geschickte Räuber überbrachte es seinem Herrn; — sicherlich eine witzige und geschickte Erfindung, die mit der populär gewordenen Vorstellung von Lokis Verwandlungsfähigkeit und Freyjas widerwärtiger Eitelkeit — man stelle sich eine Göttin vor, mit einer Halskette im Bette schlafend! — geschickt spielt. — Ein weiteres Attribut der Freyja ist der Eber, der vielleicht noch an die Auffassung gemahnt, daß die Sonne wie ein goldiger Eber über den Himmel läuft. Dem in seinen Urwäldern so häufig im Kampfe mit dem gefährlichen Tiere liegenden Germanen konnte das Phänomen der nimmer müden Sonne sich leicht unter dem Bilde des Ebers darstellen. Schön ist die Erscheinung der Freyja als reitender Göttin, als Walküre. Der Liebreiz, die königliche Pracht ihrer Erscheinung harmoniert mit der ritterlichen Tätigkeit des Reitens auf dem feurigen, aber willig gehorchenden Pferde. Gleich den Wodansmädchen schenkt Freyja auch in Walhall Met ein. Ihren Katzenwagen haben wir schon erwähnt. Die Katze mag bereits dem ausgehenden Heidentum das Lieblingstier der Frauen gewesen sein. — Die Phantasie der frommen Dichter hat die Schönheit der Göttin zum Ausgangspunkt vieler Angriffe auf ihre Tugend gemacht. Die Riesen begehren ihrer, nachdem sie Donars Hammer in ihre Gewalt bekommen haben und geben die Göttin scheinbar für die Waffe als Lösegeld. Der Verkauf oder Austausch schöner Frauen kann also nicht unerhört gewesen sein. Daß vier Zwerge sich der Gunst der Freyja erfreuten, erwähnten wir bereits, nicht minder aber genossen ihre Liebe Wodan und andere Götter; so muß sich denn jene Schöne von Loki die entehrendsten Schmähreden in der Gegenwart von allen Himmlischen gefallen lassen. Wir deuteten aber bereits an, daß wir in solchen Auswüchsen der dichterischen Phantasie keinen Beweis für den religiösen Tiefstand des Germanentums zu sehen haben. Vielmehr hat man derartige Liebesgeschichten wahrscheinlich aus den verschiedensten Lokalmythen zusammengetragen und dadurch erst die Vorstellung von einer lüsternen Göttin hervorgerufen. Übrigens ist Freyja zugleich die gute Gattin, die um den Verlust ihres Gemahls weint und ihm nacheilt, bis ein eheliches Leben sie wieder mit diesem verbindet. Stolz, schön, voll von Anhänglichkeit an den Gemahl und die Kinder, eine patriarchalische Beschützerin der

Digitized by Google

ihr unterstellten Familie, in die sie helfend, belohnend, strafend eingreift; jedoch auch nicht frei von den weiblichen Schwächen der Eitelkeit und Sinnlichkeit — so werden wir uns die Göttin zu denken haben, die zur ersten und höchsten der deutschen Frauen wurde. —

Abgesehen von der erwähnten Nanna, die als treue Gemahlin Balders dessen Scheiterhaufen besteigt, will ich nur noch der Idun gedenken, wie sie voll von Jugend und Schönheit vor uns steht und goldne Äpfel in einer Truhe verschließt, um durch sie den davon genießenden Göttern ewige Jugend zu verleihen. Es ist schwer zu sagen, ob diese Gestalt erst spät vom Süden her eingedrungen ist — denn der Mythus von den goldenen Äpfeln findet sich überall wieder — oder ob sie ein verblaßtes, aber lebendig gewesenes Abbild einer Figur des altgermanischen Pantheons gewesen war. — Schließlich sei zweier Göttinnen gedacht, von denen die Eine, nämlich Tanfana, uns nur dem Namen nach bekannt ist. Von höchstem Interesse ist jedoch ihre Erwähnung bei Tacitus deshalb, weil wir durch ihn erfahren, daß sie ein templum, also doch wohl ein festes, wenn auch noch so einfaches Heiligtum besessen habe. Durch diesen Bericht wird der Glaube zerstreut, daß die Germanen Nachahmungen ihrer Götter und künstlich errichtete Kultstätten grundsätzlich vermieden hätten. — Die zweitgenannte, Nerthus, ebenfalls bei Tacitus erwähnt, ist für uns ganz unvergleichlich interessant, weil sie auch im germanischen Norden als Njördr nachzuweisen ist und weil der römische Berichterstatter von ihrem Kulte spricht. Genauere Nachrichten über die Formen der deutschen Götterverehrung aus rein heidnischer Zeit fehlen sonst fast völlig.

Die freundliche Ostara, die segnend im Frühjahr über die Fluren zieht und Blumen streut, existiert nur im Gehirn unserer Laienwelt und auf dem Papier unserer Schulbücher. Sie ist schon vor Jahrzehnten als unschuldige Fälschung nachgewiesen worden.

Wir wenden uns nunmehr zur Betrachtung einzelner Göttergruppen. Solche anzunehmen und zu verehren, lag durchaus im Charakter des Heidentums. Die später so mächtig gewordenen Einzelgottheiten Wodan und Donar hatten einen engen Ausgangspunkt, einen erst allmählich sich erweiternden Machtbereich. Dem Volke mußte es nahe liegen, die Schicksale des Lebens auf eine

Digitized by Google

unmittelbar wirkende, nächste Ursache zurückzuführen, Dämonengruppen zu besitzen, deren Anwesenheit man in allen Fällen vermuten konnte, um sie versöhnend oder hilfeflehend zu verehren. Zu diesem Zwecke wurden Geisterheere geschaffen, deren Form und Kultus an die niedrigsten uns bekannten Stufen eines alten Dämonismus grenzt. Ihre äußere Form und ihr Wirkungsbereich ist natürlich weniger scharf abgrenzbar als der Machtbezirk der großen Götter, ihre volkstümliche Bedeutung aber gerade deshalb um so größer. Da sehen wir den Glauben an die im ganzen germanischen Norden verehrten Vœttir lebendig. Von ihnen ist die ganze feste Erde, ja auch das Wasser der Quellen bewohnt; in Wäldern, Hügeln und Wasserfällen halten sie sich auf. Wenn spätere Berichterstatter in dem Glauben der Germanen einen rohen Naturkult zu erkennen meinten, so dachten sie vielleicht gerade an diese oder ähnliche Geisterwesen, die dem Volke viel bedeutsamer waren als die großen Gottheiten, und deshalb auch bei den Beobachtern mehr Beachtung fanden als diese. Schon ihr Gattungsname, der mit dem deutschen Worte „Wicht“ verwandt ist — Wicht bezeichnet ein unbestimmtes, nicht näher fixierbares Wesen, — läßt solche Dämonen als geisterhafte Dinge erkennen. Vielgestaltig wie ihr Wohnsitz ist ihr Äußeres: als Riesen, Zwerge, Elfen, Tiere treten sie dem Menschen gegenüber. Sie stehen der Gebärenden bei, wohnen im Hause, arbeiten dort unsichtbar mit, bringen Gedeihen, freuen sich der Vermählungen der Hausinsassen und strafen Unrecht. Ihre Günstlinge geleiten sie zur Ratsversammlung und zur Jagd. Sie werden aber auch vielfach als böse gedacht, der Vieldeutigkeit ihres Auftretens entsprechend. In solchen Fällen zeigt es sich besonders klar, daß wir in ihnen Geister Verstorbener zu sehen haben, von deren geheimnisvoll wirkender oder schädigender Macht wohl alle Völker der Erde überzeugt sind. Wie wir davon sprechen, daß eine Leiche leicht eine andere „nach sich ziehen“ könne, so wurden diese Wichte verdächtigt, Kinder zu rauben, weil die kleinen Wesen ja oft so frühe und plötzlich dahingehen müssen. Die Meinung, daß gespenstische Zwerge Kinder entführen, ist in Deutschland niemals ganz ausgestorben. Oft wurden junge Mütter bezichtigt, als Hexen ihre Neugeborenen entführt oder gefressen zu haben. Zu gleichem Zwecke und um die Dämonen daran zu verhindern, ihre Kinder mit denen der Menschen zu vertauschen, zündete man an der Wiege des jungen

Digitized by Google

Wesens Licht an und hielt eine Bibel in der Nähe. Ja selbst der Glaube, daß Zigeuner oder Juden Kinder von Christen stehlen, geht auf dieselbe Quelle zurück. Denn jene Rassen werden immer für Verbündete von Geisterwesen gehalten. Von den Vœttir als Totengeistern gehen mannigfache Krankheiten bei Mensch und Vieh, Zauberei und anderes Unheil aus. Wenn man sie sogar in Gräbern wohnend dachte und selbst als Geister heraufbeschwor, so zeigte man dadurch besonders deutlich, daß man ihren Ursprung noch fühlte. — Diesen nordgermanischen Wesen sind die südgermanischen Wichte, Wichtelein, nahe benachbart. Sie scheinen noch mehr als ihre nordischen Vettern als Hausgeister gegolten zu haben. Als solche bezeichnen sie den Geist des Hauses, den man nicht nennen mag, weil er bei lauter Erwähnung seines Namens verschwindet; den man gelten läßt und mit kleinen Gaben belohnt, wofür er sich dann dem Hause gütig erweist. Eine besondere Vorliebe hat er für die Erbsen, auf denen er reitet. Dieses letztere Moment geht wohl auf die Tatsache alter Opfer zurück, die man in Erbsengestalt den Zwergen darbrachte. Der humoristische Zug ihrer Kleinheit wird übrigens vielfach von Sage und Märchen ausgenutzt. Man schreibt den Wichtelmännchen wie den Hausgeistern überhaupt eine besondere Abneigung gegen allerhand Neuerungen zu. Sie werden durch neue Kleider verscheucht, gekümmeltes Brot ist ihnen zuwider, noch mehr aber der Klang von Kirchenglocken ihnen verhaßt; man hat sie eben als heidnische Geister durchschaut, die mit christlicher Kultur und Sitte keine Berührung haben wollen. Bis ins einzelne malt man sich die Tätigkeit dieser Dämonen an Haus und Herd aus. In Tiergestalt oder auf Mäusen reitend, wohnen sie unter dem Herde, helfen der Magd kochen und waschen, sorgen für Korn in der Scheuer, bringen dem Felde Gedeihen, machen sich im Pferdestalle zu tun, wo sie besonders den Schimmel lieben. Ihrer Kleinheit gemäß nisten sie sich gern in verworrenem Gestrüpp ein; ein Knäuel verwirrter Fäden hält sie auf. Die Mistel und jene parasitär auf Bäumen lebenden kleinen, buschigen Gewächse bieten ihnen den Aufenthalt. Man spricht deshalb von der Alpenrute, dem Drudenbusch, dem Hexennest. Mit großer Entschiedenheit wird die eigentümliche Verwirrung der Kammhaare der Pferde und der Weichselzopf, d. h. Wichtelzopf, auf ihren Einfluß zurückgeführt. Hier berühren sich die Zwerge mit den Krankheitsdämonen, die bald als Tiere, bald als kleine,

Digitized by Google

menschenähnliche Wesen mehr oder weniger großes Unheil stiften. Zwischen den verschieden benannten Haus-, Erd-, Berg-, Luft- und Wassergeistern kennt die verwischende Sage keinen Unterschied. Allen Zwergen ist eine winzige Figur eigen, entstellt durch schwache Beine, wackelnden Gang, übermäßig großen Kopf und widerwärtig klotzende Augen in demselben. Bisweilen haben sie tierisch gestaltete Füße. Ihrem Wesen nach sind sie scheu, dem menschlichen Auge gern sich entziehend, geschäftig. Ihr Auftreten ist stets massenhaft. Sie beleben die Natur in Feld, Wald und auf den Bergen. Einer Zeit, die von der mechanischen Notwendigkeit der Naturvorgänge noch nicht überzeugt sein konnte, bot sich als einzige Erklärungsmöglichkeit die Annahme von Geistern dar, die in dem Naturreich walteten. Wenn die Nebel sich ausbreiten, so trocknen die Zwerge ihre Wäsche; wenn das Gewölk sich aufrollt, so spinnen sie — eine Tätigkeit, die, wie wir bereits sahen, namentlich auch der heiligen Maria als Vertreterin alter Naturgötter vielfach zugeschrieben wurde. Auch das Echo, altnordisch dvergmali, führt auf sie zurück. In den dunkeln Ringen, die man im Grase findet, glaubt man die Spuren ihrer Tänze zu sehen.

Ganz eigentümlich und allen Erklärungsversuchen trotzend ist die Meinung, daß die Zwerge menschlicher Hilfe bedürftig seien. Sie nehmen menschliche Dienstmädchen in ihre unterirdischen Wohnungen hinein, die es dann meist gut bei ihnen haben, aber, wenn sie wieder an das Tageslicht kommen, über Eins erstaunt sind: sie glaubten, drei Tage bei den Zwergen verweilt zu haben, in Wirklichkeit aber sind es sieben Jahre gewesen. Auch werdende Mütter und Hebeammen stehlen sie, um ihre Zahl zu vermehren. Denn die Zwerge des reinen Volksglaubens sind ja alle alt und nur männlichen Geschlechts, ihre Fortpflanzung also nur durch Ergänzung von der Außenwelt her möglich. Ihre Neigung, Kinder zu rauben, wurde erwähnt.

Von der Kunstfertigkeit der Zwerge berichten Mythus und Sage seit ältester Zeit. Schon die vedischen Rbhus, die man mit unseren Elfen auch lautlich identifiziert hat, sind kunstvolle Goldschmiede. Die herrlichen Götterwaffen und Göttergeräte und mannigfacher wunderbarer Schmuck stammen nach altnordischem Glauben aus der Werkstätte der Zwerge; ich nenne nur den Hammer Donars, das Schwert und Schiff Freyrs, das Hals-

Digitized by Google

band der Freyja. Da man die Zwerge namentlich in Bergen und Berghöhlen wohnend wähnte, ist es wohl verständlich, daß man sie im Besitz ungeheueren Reichtums an Metallen glaubte. Sie sind aber auch die berufenen Verfertiger vielfachen Hausgeräts und Waffenzeugs, dem oft etwas unheimliches anhaftet. Ihr Gold wird, wie der Hort des Andwari in der nordischen, der Schatz der Nibelungen in der deutschen Sage, oder der Goldreichtum von Wieland dem Schmied oft zum Verderben ganzer Geschlechter. Dem entsprechend ist ihrem Charakter neben der Klugheit auch List und Boshaftigkeit eigentümlich. Mir will die Annahme, daß man es bei ihnen mit einem verdrängten Urvolk zu tun habe, sehr wahrscheinlich vorkommen. Kunstfertige Stämme kleinen Körperbaues mögen vor Beginn der germanischen Invasionen und in noch späterer Zeit in tiefen Wäldern, in Höhlen versteckt gelebt haben und erst Schritt für Schritt zurückgedrängt sein, nicht ohne sich mit dem Blute der Eroberer zu vermischen. Die Chinesen haben unsere Soldaten bei Gelegenheit der Boxerbewegung für böse Geister angesehen; russische Bauern halten die Japaner für unbesiegbare Affenwesen, und ein großes, indisches Epos stellt den Kampf zwischen Nordindien und Ceylon als den Krieg des Königs Rāma mit Affen dar. — Natürlich kann unsere Annahme nur bestimmte Seiten des Charakters von Zwergen erklären. Die spätere Zeit hat sich gerade an der Kleinheit dieser Wesen ergötzt. In anmutigster Weise beleben sie die Natur, wenn sie sich in die Näpfchen einer Eichelfrucht ducken oder ein Blatt der Alpenranke als Schiff benutzen. Bei Gastmählern kochen sie das Wasser für eine ganze Gesellschaft in einer Eierschale. Wenn deshalb eine Mutter glaubt, daß für ihr eignes Kind ein Wechselbalg, also ein Elbenkind, untergeschoben sei, so braucht sie nur etwas Wasser in einer Eierschale zu erhitzen. Dann lacht der Zwergbalg auf und sagt: „Ich bin so alt wie der Westerwald und habe doch noch niemals jemanden in einer Eierschale kochen gesehen"; oder: „Ich sah den Westerwald, siebenmal Wies' und siebenmal Wald"; oder: „Ich sah die Dumberwies', dreimal Wald und dreimal Wies'". — Gerade dieser Zug läßt sich mit geringen Varianten über ganz Deutschland verfolgen — ein schöner Beweis dafür, daß in dem Mythus und Glauben der Völker nichts zufällig und nebensächlich ist.

Wir werden uns mit den Zwergen als Seelen Verstorbener

Digitized by Google

noch später zu beschäftigen haben (s. u. S. 118f., 122). Einen Überblick über die Stellung derselben im Religionssystem haben wir bereits gewonnen: wir sahen in ihnen Verkörperungen der die Sterblichen im Hause wie in der freien Natur beherrschenden Schicksalsmächte; der vielgestaltigen Erscheinungen in Luft, Wind und Regen; der magischen Schmiede- und anderer Künste, als deren vollendete Vertreter sie vielleicht seit unvordenklicher Zeit galten. Wir stellten aber auch fest, daß historische Erinnerungen das Band zwischen Zwergen und Menschen befestigt haben können, und daß in den Typus dieser Geisterschar dadurch Elemente hineingekommen sein dürften, die wir keineswegs mythologisch deuten können und dürfen. Wir werden uns nun zu der Betrachtung anderer Geistergruppen zu wenden haben, die uns freilich weniger zuverlässig als echt und altheidnisch bezeugt sind, die uns aber dafür ein Zeugnis ablegen, daß in der Religion unserer Vorfahren ein Dämonismus, d. h. die unbestimmte Furcht vor zahllosen, dem Menschen überall drohenden Gefahren, zum mindesten noch eine außerordentliche, wo nicht eine vorwiegende Rolle spielte.

Digitized by Google

VI. Die Gruppengottheiten. Walküren. Riesen.

Indem wir uns zu der weiteren Betrachtung der scharenweise auftretenden Gottheiten wenden, nähern wir uns jenen Mächten, die man überall wirksam fühlte, aber eben deshalb nicht einzeln benennen und anrufen wollte. Im Menschenleben und in der Natur fühlte man ihre Stärke. Jeder Baum, jeder Fels *kann* dem Einzelnen gefährlich werden; er wird deshalb bei den niedrigsten Völkern nur in dem *gefahrdrohenden Augenblick*, bei höher gearteten und überlegter Denkenden *ständig* verehrt. Das Bedürfnis, diesen nahe liegenden Naturdingen eine menschenähnliche Form zu geben, hat die älteste Zeit vielleicht überhaupt nicht, eine jüngere Ära nur in ganz beschränktem Maße gehabt. Als besonders verkehrt und dem ganzen Geiste des Altertums widerstrebend muß ich die Meinung zurückweisen, daß etwa die eigentümlich menschenähnliche Form eines Felsens, eines Baumstammes dazu geführt habe, in dem Felsen, dem Baume einen Menschen zu sehen. Solche Ausmalungen setzen die Künste moderner bewußter und unbewußter Karikierung voraus und machen den antiken Glauben, der ein Lebenselement der Vorwelt war, den Verschnörkelungen moderner Ansichtspostkarten-Künstler gleichwertig. Andererseits ist es ganz klar, daß die uns erhaltenen Bruchstücke altgermanischer Religion es den späten Erben nicht gestatten, nachzuprüfen, wie groß die Kraft des alten Glaubens gewesen sei; in *welchen* vorhandenen und möglichen Fällen man den Fels, den Baum, die vergöttlichten Schicksalsmächte als handelnde Personen dachte, in *welchen* man sie zu toten Begriffen machte. Die späten Nachklänge in Glaube und Sage können uns diese Frage nicht erschließen. Die alten Quellen, namentlich die Edda, geben nicht mehr als dichterisch überarbeitetes Material, das wir einstweilen als unschätzbares Erbgut aufnehmen müssen, so gut oder so schlecht wir es überliefert finden.

Digitized by Google

Als älteste Vertreter der Schicksalsmächte lernen wir die Disir kennen. Ursprünglich sind sie nichts als Geister toter Frauen. Da man aber von den Verstorbenen ganz allgemein glaubt, daß sie die Zukunft vorauswüßten, daß sie ferner den Menschen nützen wie auch namentlich schaden könnten, so wurden sie zu mächtigen, gefürchteten Wesen. Der weibliche Charakter dieser und vieler anderer Todesgottheiten erklärt sich aus der Meinung, das Weib sei prophetisch. Auch galt die Frau ja vielfach als unrein und ihre Berührung als verwerflich. So waren auch die Disir im wesentlichen Unheilstifterinnen. Sie bringen Tod, reizen zum Mord und betrügen. Erst in zweiter Linie greifen sie auch in anderer Weise in das menschliche Leben ein. Wie die Totengeister verkünden sie im Traume das Schicksal, und wie die Walküren schützen sie ihre Lieblinge in der Schlacht, an der sie bewaffnet teilnehmen. Sie treten in der Neunzahl auf. In naher Verwandtschaft stehen sie zu den älteren fylgjur, den Geleiterinnen der einzelnen Menschen, die mit diesen leben, streiten, sterben. Alle solche Wesen sind also ursprünglich menschliche Doppelgänger; erst später werden sie zu Seelen, die den einzelnen überdauern, Träume senden, prophezeien, ihn nachholen. Noch später gibt man ihnen eigne mythische Form, wie den Walküren und Disir, die schwarze Gewänder tragen, wenn sie den Tod, und weiße, wenn sie Glück verkünden, und die in der Neunzahl vorkommen. — Zu blassen Abstraktionen sind die Nornen herabgesunken. Ganz von der Welt des Lebens losgelöst, sitzen sie nach den Angaben der Edda an dem Urdar-Brunnen, der unter der Weltesche gelegen sein soll, und sind bemüht, die Wurzeln des Baumes zu begießen. Dort thronen sie auf Richterstühlen. Sie scheinen zu spinnen und sich in Schwäne zu verwandeln. Bekanntlich gilt alles dieses auch von den ihnen wesensverwandten Göttinnen. Bedeutsam ist nur die Angabe, daß die Nornen bereits zu Richterinnen gemacht sind. Ihre Dreizahl und ihr Beruf als Spinnerinnen erinnert auffällig an die griechischen Parzen. Eine solche Auffassung hat den Glauben an die Magie des gesponnenen Fadens zur Voraussetzung. Eine am richtigen Punkte einsetzende Forschung müßte den Nachweis führen können, daß man etwa gemeint habe: je länger der gesponnene Faden, um so länger das Leben; d. h. daß man Glück und Unglück mit den Zufälligkeiten des Spinnerinberufes verknüpfte. Eben dadurch, daß diese Beschäftigung in

Digitized by Google

den Händen der Frauen lag, wird auch die Meinung verständlich, das Todesgeschick habe Frauengestalt und spinne. — Um das Gewaltige der Nornen-Erscheinung zu steigern, bekommen sie riesigen Wuchs. Ihre Namen sind abstrakt. Die letzte von ihnen heißt Urdr, d. i. Verderben. Übrigens ist die Nornen-Idee bei den Südgermanen schlecht bezeugt und in dieser Ausbildung schwerlich vorhanden gewesen. Dagegen darf man annehmen, daß der Glaube an Frauenwesen, die bei der Geburt das Schicksal des einzelnen bestimmen, allgemein germanisch war.

Mit den besprochenen Figuren aufs innigste verwandt, aber von Sage und Poesie in den Himmel gehoben, stehen die Walküren vor uns. Auch in ihnen haben wir Doppelgänger des Helden zu sehen, die ihn wie dessen Schatten geleiten, mit und für ihn kämpfen, sich nur kurz vor seinem Tode zeigen und ihre Rolle zu Ende gespielt haben, sobald ihr Held tot ist. Auch sie sind Seelen Verstorbener und Totengeister im allgemeinen. Daher stammt ihre Fähigkeit, sich zu verwandeln. Eine Walküre erscheint als Biene; gerade die Biene aber war, wie so viele geflügelte Wesen, dem Germanen ein Bild der freien Seele; es wird z. B. erzählt, daß einer Schlafenden die Seele in dieser Gestalt aus dem Munde geflogen sei. Auch das Schwanenhemd der Walküren gemahnt an ältere Götterwesen. Der Schwan galt von alters als prophetisches Tier; man mutete ihm selbst Unsterblichkeit zu, weil Schwäne tatsächlich sehr alt werden können. Das Wesen der Schicksalsfrauen wird auch durch wunderbaren, prophetischen Gesang und die uns bekannten, bald schwarzen, bald weißen Gewänder ausgedrückt. Schließlich ist eine gewisse Abhängigkeit der Göttinnen von Naturerscheinungen nicht zu leugnen. Wie Wodan im Sturm dahinfährt, so sind auch alle Gattungen von Schicksalsfrauen dem brausenden Winde verwandt, der, die Seelen der Verstorbenen oder Ungeborenen mit sich führend, über die Erde jagt. Auch die Walküren gehören noch in einer Zeit, die sie bereits als prächtig gerüstete Wodans-Mädchen kennt, in die Gewitterszenerie. Die Rosse der göttlichen Jungfrauen schütteln dahinjagend die Mähnen; davon trieft Tau in tiefe Täler, Hagel in hohe Bäume; das macht die Felder fruchtbar. Einzelne Walkürennamen weisen ebenfalls auf diesen Ursprung hin, wie Mist, d. h. Nebel. Die meisten dieser Worte sind aber spät gebildet und bezeichnen das kriegerische, kampflustige Wesen der Göttermädchen. In solcher Art sind die Wal-

Digitized by Google

küren am populärsten geworden. Sicherlich muß dem Glauben an sie eine große Kraft innegewohnt haben. Das Leben des in Heeresfahrten und Kriegszügen sich erschöpfenden Deutschen war arm genug an Liebe. Hunger und Strapazen aller Art blieben sein tägliches Brot, der bittere Tod von Feindesfaust oder von Feindesspeer sein gewöhnliches Ende. Das entbehrungsreiche Leben aber schloß mit der Aussicht auf ein besseres Jenseits. Wenn über dem Schlachtfeld sich das Gewitter entlud, dessen Regen so häufig die Stätten frischer Kämpfe tränkt, dann sah man im Leuchten der Blitze die Leiber der panzerbekleideten Schildmädchen auf ihren Rossen daherjagen, weshalb man gewisse Steinhaufen etwa als Schleudersteine oder Wurfgeschosse der Kampfjungfrauen auffaßte. Zu ihrem tapferen Liebling sprengt die Walküre herab, umarmt den Lebendigen oder schon Gestorbenen, küßt ihn, holt ihn auf ihr Roß, und im Nu gehts zu den Gefilden des Kampfesvaters Wodan, der sich des Tapferen freut, während seine Schildmädchen sich bemühen, ihn die Leiden der Erde vergessen zu machen und ihm Wein darreichen, ihn zu laben. Die Abhängigkeit der Walküren von Wodan, dessen Töchter sie werden, stammt aus der Zeit, in der man den Gott zum himmlischen Monarchen machte und ihn mit einem Gefolge versehen zu müssen glaubte. In der Gefolgschaft des Götterkönigs erscheinen die Walküren bei Balders Leichenbrande. Ein mir bisher unverständlicher Zug ist die Bestrafung ungehorsamer Kampfesjungfrauen durch Wodan, die dadurch erfolgt, daß er sie mit dem Schlafdorn sticht. Gewissen Gewächsen ist wohl die mystische Eigenschaft, langen Schlaf durch Berührung oder Stich zu verleihen, zuerteilt worden. Damit hängt jedenfalls die Tötung Balders durch den Mistelstrauch und das Motiv des Märchens zusammen, in dem böse Stiefmütter ihre Pflegebefohlenen durch Nadelstiche in Schlaf versenken. Es ist kaum denkbar, daß eine Strafe dieser Art ursprünglich nur eine ungehorsame Walküre getroffen haben sollte. Zudem wissen wir ja, daß der Schlafversenkung die Umzauberung mit der wabernden Lohe Hand in Hand geht. Das Dornröschenmotiv wurde hier schon einmal angeknüpft. —

Die Riesen, zu deren Besprechung wir uns jetzt wenden, sind den Walküren insofern verwandt, als gerade von ihnen eine große Reihe von Sagen erzählt wird, die geographische Erscheinungen, wie Steinhaufen, Felsen, Seen usw. erklären sollen.

Digitized by Google

Wir sprachen von dem Wurf der Schildjungfrau, dem Steinwurf des Kyklopen (s. o. S. 20). So gibt es in deutschen Landen zahlreiche Teufelssteine und Teufelsfelsen. Der Teufel ist hier wie so oft an die Stelle der heidnischen Riesen getreten. Ich erwähne diese Einzelheit deshalb, weil sie uns lehrt, daß der Glaube an Riesen neue Nahrung bekommen und sich volkstümlich erhalten hat, indem er in dem ätiologischen, d. h. erklärenden Mythus eine wichtige Stellung gewann. Ursprünglich freilich haben die Riesen eine Sonderstellung innegehabt und wurden als die uralten, später von den Göttern verdrängten Herrn der Erde gedacht. Ihr ältester, in der Edda genannter Stellvertreter ist Ymir, ein gewaltiges Wesen, aus dessen zerstückelten Körperteilen die ganze Welt hervorging. Sein Rumpf wurde zur Erde, seine Hirnschale zum Himmel, sein Blut zum Wasser. Man ist nicht gezwungen, diese Auffassung als entlehnt anzusehen. Auch das alte Indien kennt sie in einem hochberühmten Veda-Hymnus, teilweise mit beinahe wörtlicher Übereinstimmung der überliefernden Texte; auch sonst fällt der Parallelismus mit vielen anderen Mythenreihen auf. Es ist sehr wohl möglich, daß zahlreiche Völker von den gleichen, uns unbekannten Ideen aus zu den gleichen Schlußfolgerungen gelangt sind. Die altnordische Literatur nennt eine Reihe von Riesennamen, ohne deren Träger zu individualisieren. Außer dem ungefügen Körper und den plumpen Waffen kommt den meisten noch die elementare Eigentümlichkeit zu, teilweise, oder, wie Hrungnir, völlig aus Stein zu bestehen. Im Kampfe ist ihr Zorn ungeheuer. Der Riese Widolf war ein so schrecklicher Wüterich, daß seine Freunde ihn vor beginnender Schlacht binden mußten und ihn erst im Kampfe wieder freiließen. Sonst hätte er alles zerschlagen. — Der Krieg ist überhaupt das Lebenselement der Riesen. Der Glaube, daß gewaltige Dämonen mit den Göttern in ewigem Streite leben, gehört zu den unanfechtbarsten, von uns bereits angedeuteten Resten gemein-indogermanischen Sagenguts. Der Veda spricht von drei Burgen, in die sich die Asuras einschlossen; aber die Götter stürmten sie. Von solchen Riesenburgen erzählt nun auch mit Vorliebe der germanische Mythus. Die analoge Tätigkeit des Teufels als Erbauers von Burgen, Brücken, Mauern tritt ebenfalls sehr hervor. Ich kann hier an Goethes gelehrten Exkurs im zweiten Teile seines Faust erinnern: die Vulkanisten haben, so verteidigt Mephistopheles seinen Stand-

Digitized by Google

punkt, mit ihrer Hypothese von der Ausgestaltung der Erdrinde durch Gaseruptionen endlich doch recht behalten, und das Volk erkennt es an, daß der im Erdinnern hausende und pustende Teufelsschwarm Berg und Tal erschaffen habe: „Mein Wandrer hinkt an seiner Glaubenskrücke zum Teufelsstein, zur Teufelsbrücke". — Philemon und Baucis sind über Fausts durch Mephistopheles unterstützte zauberische Tätigkeit erstaunt: Tags konnten die an dem großen Werke beschäftigten Diener wenig ausrichten; in der Nacht vollendete es sich scheinbar von selbst.

Wo immer von Riesen in späterer Zeit gesprochen wurde, knüpfte sich der Glaube an sie an das Vorhandensein von Naturgegenständen, denen man einen Ursprung von menschenähnlicher Hand mit Recht oder Unrecht zuschrieb. Bis zur Mitte des 18. Jahrhunderts und darüber hinaus herrschte die im Volkswahn felsenfest eingewurzelte Meinung, daß in alter Zeit die Riesen über die ganze Erde verbreitet gewesen seien und sich erst spät, von den Menschen verfolgt, in entlegene Gegenden geflüchtet hätten. Ihre Rohheit zeige sich namentlich in ihrer maßlosen Sinnlichkeit und Freßgier, wobei sie einen großen Appetit für Menschenfleisch bekunden sollen. Ihre Bewaffnung bestehe aus Pfeil und Bogen. Sie lebten ohne Häuser wie wilde Tiere, kennten auch keinen Staatsverband, ja fräßen ihre eignen Kinder. — Die Hünengräber nährten den Glauben an riesige Geschlechter früherer Zeiten, und die Beschreiber von Wundergeschichten überboten sich in der Schilderung von ungeheueren, in den Hünenbetten gefundenen Skeletten. Nach einem Bericht aus dem Jahre 1742 entdeckte man in Sizilien das 200 Ellen lange Skelett des Polyphem. Die linke Hand ruhte auf einem Stock, der größer war als der größte Mastbaum. — Wo immer man alte Steinburgen, Säulen aus Römerzeit, künstliche oder natürliche Brücken fand, gedachte man der Bautätigkeit der Riesen. Alte Opfersteine wurden auf ihre Religionsübungen zurückgeführt. Eine gewaltige Realenzyklopädie aus der Mitte des 18. Jahrhunderts beschreibt einen „Riesen-Kampff" folgendermaßen: „Hinter meinem Vorder Garten liegt ein kleines Höltzlein, Wyde geheißen, hinter diesem Wäldlein war noch für etlichen Jahren ein ziemlich großer, runder Platz, der Riesen-Kampff genannt, wobey dieses zu mercken, daß ein Kampff so viel heißet, als ein mit Hecken oder Steinen oder Bäumen umgebener und befreyter Acker. Dieser Riesen-Kampff war rund umher besetzt

Digitized by Google

mit großen Steinen, welche wie starcke Mauren anzusehen waren. Zwischen denen Steinen stunden sehr große schöne und hohe Eichbäume, so ordentlich gepflantzet, daß man eigentlich spühren konnte, sie wären mit Fleiß dahin gesetzet, welches alles das Gesichte sehr belustigte. Fast in der Mitten dieses Riesen-Kampffs lag ein überaus großer Stein, fast wie ein kleines Hauß: Er lag aber mehr nach dem Nieder- als Aufgang der Sonnen. Dieser erschrecklich große Stein hatte vier Absätze oder Stiegen, die gleichwohl nur grob ausgehauen waren. Man nennet ihn den Riesen-Opfferstein, und sahe er recht oben (woselbst ohne Zweiffel der Opffer-Platz gewesen) nicht anders aus, als wenn er natürlich mit Blut und Gehirn durch einander bestrichen oder besprenget."

Überaus zahlreichen Sagen liegt der Glaube zugrunde, daß Riesen im Dienste der Götter an der menschlichen Kulturarbeit teilnehmen. Auch diese Mythen werden später auf den Teufel übertragen, der Burgen und selbst Kirchen erbaut. Schon die Edda weiß von einem solchen Götterfeinde zu erzählen, der in einer einzigen Nacht um die Götterburg einen festen Wall bauen sollte, wobei sein gewaltig mitarbeitender Hengst ihm fleißig half. Fast war das Werk um Morgengrauen vollendet, und die Verzweiflung der Götter groß. Da verwandelte sich Loki in eine Stute, drängte sich an den Hengst heran und verdarb so die Arbeit des Riesen. — Bisweilen wird der Gigant von seinem Tiere losgelöst, und dieses als ein mächtiges Wasserroß geschildert. Es steigt aus den Fluten empor und zieht gewaltig. Man mag aber, wenn man es an seinen Flug gespannt hat, Acht haben, denn es stürzt plötzlich in die Fluten zurück und nimmt bisweilen Pflugschar und Pflüger mit. Auch der Teufel der kurischen Nehrung soll einst an der Arbeit der Fischer tätigen Anteil genommen haben. Er zog, im Walde versteckt, die Netze ans Land; zog auch wohl allzu heftig, wenn man ihn nicht zeitig durch eine Beschwörungsformel bannte. Von besonderem Interesse ist eine alte Sage des germanischen Nordens: ein Riesenweib erzeugt mit einem Riesen vier Ochsen, mit denen sie Seeland von Schweden lospflügt. Hier wird wohl das halb Menschenähnliche, halb Tierische der riesischen Erscheinung verwertet, um eine geographische Sage zu konstruieren, die noch vom Pflügen mit Ochsen statt Pferden redet und die alte Besitzergreifung durch den umkreisenden Pflug durchschimmern läßt.

Digitized by Google

— Dem eddischen Mythus sind deutsche Sagen nahe verwandt. Der Teufel baut im Auftrage eines Menschen diesem ein Haus. Wenn es bis zum ersten Hahnenschrei vollendet ist, verfällt des Mannes Seele dem Bösen. Schon ist der Bau fast fertig, da ahmt der geängstigte Baumeister den Hahnenschrei nach. Sofort fangen alle Hähne der Nachbarschaft an zu krähen und die Wette ist für den Teufel verloren (F. Hoffmann). — Von der großen Zahl der Riesensagen, die geographische Eigentümlichkeiten erklären sollen, sei hier nur Eine erwähnt: ein Riesenmädchen gedachte sich eine Brücke von Pommern nach Rügen zu bauen, damit sie über das Wasser gehen könne, ohne sich die Pantöffelchen zu netzen. Sie nahm die Schürze voll Sand und eilte ans Ufer; aber die Schürze hatte ein Loch und ein Teil des Sandes wurde verzettelt; das übrige schüttete sie weg, als ihr die Mutter mit der Rute drohte. So entstand eine Reihe dürrer Sandhügel, in Pommern Berge geheißen (derſ.). — Felsblöcke sollen aus den Schuhen der Riesen gefallen sein, wie wir kleine Steine aus ihnen entfernen. Ein Riesenmädchen hebt Bauer samt Pferd und Pflug als Spielzeug in die Höhe, knüpft alles in sein Schnupftuch und trägt es auf den väterlichen Tisch, sich des „Erdwurms“ zu erfreuen. — Die Produktivität der Volksphantasie ist gerade in diesem Punkte überraschend groß. Was immer die Riesen brauchten, stand, zum Gliede des Naturganzen geworden, vor den Augen der späteren Geschlechter. Auch die Roßtrappensagen gehören hierher. Am bekanntesten ist die im Harz noch heute gezeigte Trappe. Die Kunst hat in unseren Zeitläuften auch hier der Natur nachgeholfen. Mit Stahlbohrern neuester Konstruktion ist jene Trappe in den Felsen gearbeitet. Das Pferd eines Riesen soll den ehemals vorhanden gewesenen und verehrten Hufabdruck geschlagen haben, als der Unhold eine geraubte Prinzessin über den Abgrund des Bodetales auf seinem Roße herübertragen und entführen wollte. Vielleicht hat erst eine spätere Zeit die Riesen in die Roßtrappensagen verwickelt, denn solche Trappen galten als heilige Stätten, deren aufgesammeltes Regenwasser als wundertätige Medizin getrunken wurde; offenbar gehen sie nach dem ältesten Glauben auf Wodans Roß Sleipnir zurück. Für die Lebhaftigkeit des religiösen Empfindens unserer Vorfahren ist gerade der Roßtrappenmythus beweisend: die entlegenen Stellen des deutschen Waldgebirges waren die Stätten, an denen man die im Blitze die Erde berührende Gott-

Digitized by Google

heit verehrte, wenn man eine Abzeichnung, ähnlich der des Rossehufs, in dem Gesteine erkennen zu können glaubte; kein Berg konnte zu hoch, kein Wald zu dicht sein, als daß man nicht die Gottheit in ihnen lebendig, oder Spuren zurücklassend, vermuten durfte. — Abdrücke dieser oder ähnlicher Art, sei es von dem Hufe eines riesischen Pferdes, sei es von der Hand eines Riesen, wurden überall verehrt. Auch diese Sagen haben sich auf den Teufel übertragen. So erzählt man sich in Sarkau, dem am Südende der Kurischen Nehrung gelegenen Dorfe: einst hätten zwei Knaben am Haffufer mit einem unbekannten Manne Karten gespielt. Plötzlich sei dieser ins Wasser gesprungen, habe die gespreizte Hand gegen den Stein geschlagen und sei dann verschwunden. — Der Abdruck der Hand wird noch heute gezeigt. Es ist klar, daß die eigenartige Zeichnung der Steine und der Glaube an die Wirksamkeit von Dämonen solcher Art die Sage veranlaßt haben.

Zu den Riesen gehört seinem Geschlechte und Wesen nach der alte Götterfeind der Edda, Loki. Mit dem Teufel unserer Sage ist er nur mittelbar verwandt. Name wie Gestalt sind auf den germanischen Norden beschränkt und in Deutschland nicht nachweisbar. Die Stellung Lokis zu den Göttern ist eine ganz eigentümliche und in den Religionssystemen aller Völker völlig einzigartige. Als Kind eines Riesenpaares und Bruder von Riesen ist Loki zunächst Götterfeind. Als seine Kinder nennt eine späte Genealogie den Fenriswolf, den Midgardwurm und die Hel. Andererseits aber ist Loki mit Wodan durch die Zeremonie der Blutsbrüderschaft aufs innigste verknüpft. So wird er zum Götterfreund und Götterdiener. Bekanntlich ist das Verhältnis der Riesen zu Göttern und Menschen ja ebenfalls ein halb dienendes, halb feindliches. Im Eddamythus wird Lokis als Wodans listigen und gewandten Dieners häufig gedacht, und oft spielt er eine entscheidende Rolle, etwa als Magd oder als Diener auftretend oder sich in Tiergestalt verwandelnd. Gerade die Metamorphose ist ein Zug, den der deutsche Aberglaube vorzugsweise dem Teufel zuschrieb. Die Hexen wurden mit Vorliebe beschuldigt, den Satan in Krötengestalt geküßt zu haben. Dieser ist ohnehin der Herr und Gebieter aller Art von Ungeziefer, „der Herr der Ratten und der Mäuse, der Fliegen, Frösche, Wanzen, Läuse", in die er sich gelegentlich verwandelt. Seine eigentümliche Doppelstellung den Menschen gegenüber zeigen

Digitized by Google

die Teufelsbündnisse, ganz entsprechend Lokis Bunde mit Wodan. Schon die älteste Zeit der christlichen Kirche kannte solche Verträge, vorzugsweise Blutverträge mit dem Bösen. Ich erinnere an die Theophilus- und die späte Faust-Sage. Der Trunk des in einen Becher vergossenen, gemeinschaftlichen Blutes weiht ja auch Lokis und Wodans Freundschaft.

Lokis feindselige Regungen zeigen sich in der Form harmloseren Unfugs, wenn er das lange Haar von Donars Gemahlin Sif abschneidet, wofür er sich dadurch löst, daß er dieser von den Zwergen goldenes Gelock verfertigen läßt; oder wenn er einen der Böcke Donars stiehlt. Bösartiger schon ist er, wenn auf sein Anstiften der blinde Höder den Asen Balder niederschießt, und am furchtbarsten wird er bei der Götterdämmerung. Bemerkenswert ist auch die Vermittlerrolle, die er zwischen den Zwergen und den Göttern spielt: Donars Hammer, Wodans lebenbegabter Speer und Freyrs lebendiges Schiff gehören zu den Arbeiten der Zwerge, die diese im Auftrage Lokis verfertigen. Wenn aber Donar seinen Hammer an die Riesen verliert, so ist es abermals Lokis Schlauheit, die ihn die herrliche Waffe wiedergewinnen läßt. Gerade dieser Charakterzug des Götterfeindes, der der Tölpelhaftigkeit seiner riesischen Natur und Abstammung widerspricht, ist wahrscheinlich erst von den Edda-Poeten hervorgehoben worden, um Lokis Gestalt interessanter zu machen. Im übrigen waren die Grundzüge seiner Naturveranlagung und seines Auftretens in den alten Riesensagen vorgebildet. Es ist nicht zweifelhaft, daß auch schon die Loki- und Teufelsbündnisse einer älteren Mythengruppe entlehnt sind; denn auch Riesen und Götter verbinden nach eddischer Aussage geweihte Verträge. — Schließlich läßt sich ein naturmythischer Bezug nicht leugnen: Loki ist der Feuernatur verwandt und hier und da wohl geradezu als Sinnbild des Feuers zu verstehen, das sich zwar in menschliche Dienste fügt, aber leicht die ihm auferlegten Fesseln sprengt, wie Loki bei der Götterdämmerung seine Ketten zerreißt. Es wäre aber ganz verkehrt, solche Deutungen, die ich selbst als unsicher bezeichnen muß, zu verallgemeinern.

Den alten Götterfeind behandelt die Sage als unentbehrliches Requisit des nordischen Himmels. Als Diener Wodans steht er in des höchsten Gottes Dienst, als Diener der Menschen waltet er des irdischen Feuers. Wenn das Feuer im Herde

Digitized by Google

knistert, daß die Funken sprühen, so heißt es im germanischen Norden noch heute: Loke prügelt seine Buben. Wenn beim Zahnwechsel des Kindes der ausgefallene Zahn weggeworfen wird, so wird er dem gleichen Gotte dargebracht. Der Ofen oder Herd des Hauses war der Tummelplatz der Mäuse, denen wegen ihres scharfen Gebisses die Zahnspende galt. Zwerge, Heimchen, Geister aller Art wohnten an oder unter dem Herde. So hat sich Loke in dem deutschen Hause eine sichere und warme Wohnstätte zu beschaffen gewußt. Als Verkörperung des im modernen Norden noch halb menschlich gedachten Elementes des Feuers stellt er den Übergang zur Betrachtung des germanischen Naturdienstes dar, der wir uns nunmehr zuzuwenden haben werden.

Digitized by Google

VII. Naturdienst. Depossedierte Gottheiten.

Die Eberesche ist der höchste Laubbaum des Nordens, die einzige Pflanze, die selbst in Island beträchtliche Höhe erreicht. Ein Baum, der berufen war, die ganze, dreigeteilte Welt zu umfassen, konnte nach nordischer Vorstellung deshalb keiner anderen Gattung angehören. So steht die Weltesche vor uns da. Mit ihren drei Wurzeln reicht sie zur Hel, zu den Reifriesen und den Menschen herab. Ihre Zweige erstrecken sich über alle Welt und ragen über den Himmel empor. Sie ist der größte und beste aller Bäume. Drei Brunnen liegen an den Wurzeln der Esche. Von Hvergelmir, dem einen, strömen alle Flüsse aus. Unter der Wurzel aber, die zu den Reifriesen sich verästet, ist der Brunnen Mimirs, in dem Weisheit und Einsicht verborgen liegen. Sein Besitzer ist von prophetischem Geiste beseelt, weil er das Wasser der Quelle aus dem Gjällarhorn trinkt — so will es die spätere Überlieferung. Zu jenem Brunnen kam einst Allvater und verlangte einen Trunk, mußte aber, wie wir gesehen haben, dafür ein Auge als Pfand geben. Die dritte Wurzel ist am Himmel gelegen, und unter dieser befindet sich der Urdbrunnen. Dort haben die Götter ihre Gerichtsstätte und an jedem Tage reiten sie dorthin über Bifröst, die Brücke der Asen, eine Ausgestaltung des Regenbogens. Unter der Esche am Brunnen steht ein Saal, und aus diesem kommen drei Jungfrauen, Nornen, die der Menschen Schicksal bestimmen; sie heißen: Urd, Werdandi und Skuld — „Vergangenheit," „Gegenwart", „Zukunft". Jeden Tag besprengen sie die Esche mit dem Wasser der Quelle. Darum bleibt der Baum immer grün, und aller Tau, der die Täler befruchtet, strömt von ihm aus (siehe E. H. Meyer).

Wenn wir eine Erklärung dieses merkwürdigen mythischen Gebildes versuchen wollen, so müssen wir zunächst, unseren Vorgängern folgend, darauf hinweisen, daß der von uns berührte

Digitized by Google

Baumkultus des germanischen Nordens bisweilen eine Form annahm, die zu der Vorstellung der Yggdrasil-Esche führen konnte. Schon im 9. Jahrhundert kann man eine heilige Esche als Grenzzeichen nachweisen. Die berühmte Irmensul war ein von den heidnischen Sachsen verehrter, hoher Baumstamm. Dem Tempel zu Upsala gehörte ein immergrüner, über einem Quell ragender Baum an. Immergrün, heilig, unermeßlich groß ist ja auch der Weltenbaum. Die Baumverehrung ist seit ältester Zeit z. B. bei den Langobarden bezeugt. Die Anbetung von Teufeln und Dämonen an Bäumen und in Hainen wird schon bei Karl dem Großen verboten, und dies Verbot später wiederholt. Überall, wo man Bäume schmückt, ziert, mit Gaben behängt, spielt der Baumkultus eine Rolle dabei. Die Heiligkeit der Ebereſche als bevorzugten Baumes erhellt aus vielen Gebräuchen bis in die modernste Zeit. Mit einem Zweige dieses Baumes schlägt man den Teufel der Kurischen Nehrung, um ihn sofort zu verjagen. Als die große Pest über jene Gegenden schritt, trug man einen früchtegeschmückten Zweig desselben Baumes dreimal um die gefährdeten Dörfer, um sie vor Krankheit zu bewahren. Die Sage vom Weltbaum scheint mir aber ihrem Kern nach einer anderen Idee entsprossen zu sein: sie soll die Frage beantworten, auf welchem Grunde die dreigeteilte Welt ruht. Dahingehende Spekulationen finden sich bei allen Völkern. Wo hohe Gebirge den Horizont umschlossen, schienen sie das Himmelsgewölbe zu tragen; viele Stämme übertrugen Riesen die gleiche Aufgabe. Nur diejenigen Länder, deren Kultur bis zur Anwendung der Säule am Hause fortgeschritten war, ließen diese das Firmament stützen. Nomaden- und Wüstenstämme reden von „Zeltstangen des Himmels". Der Germane mußte in dem Stamme eines mächtigen Baumes, der bis in den Himmel hineinzureichen schien, einen Träger von dessen Gewölbe gesehen haben. So wird z. B. in einem Grimmschen Märchen von einem solchen Baume gesprochen, der bis in den Himmel hineinwächst; ein Bauer, der auf seine Krone klettert, kann die Engel im Himmel Hafer dreschen sehen. — Besonders interessant ist aber die Tatsache, daß man die Häuser des germanischen Nordens zuweilen gerade derartig baute, daß in ihnen ein lebender Baum zur Säule wurde, so daß das Dach des Himmels, irdischem Vorbilde gemäß, tatsächlich von einem analogen Urwaldriesen getragen gedacht werden mußte. Von der Halle Völsungs wird berichtet,

Digitized by Google

sie werde von einem mächtigen Baume getragen, der in ihrer Mitte steht. Mit seinem Stamme ragt er durch das Dach hindurch und mit den Ästen überschattet er die Halle. Auch die Weltesche wächst ja durch das Dach der Walhall.

Der herrliche Wuchs des Baumes ist dem Untergange geweiht. So wenig die Götter unsterblich sind, ist es auch die Weltesche. Man könnte allerdings die Frage aufwerfen, ob die zerstörenden Elemente, die wir betrachten wollen, mythologisch alt oder nur zu dem Zwecke erfunden sind, die bei der Götterdämmerung erfolgende allgemeine Vernichtung zu motivieren. Manches spricht für die letztere Meinung. Auch an längst hervorgehobenen Analogien des Weltuntergangmotivs mit christlichen Sagen fehlt es nicht. Keinesfalls haben die alten Germanen in beständiger Furcht geschwebt, der Weltenbaum könne in jedem Augenblick ihnen auf den Kopf fallen. Im Gegenteil, ausdrücklich heißt es, daß er erst *am letzten der Tage* erzittern werde. Die Idee, das Germanentum habe seinen eignen religiösen Bau wackeln gesehen, ist also, wie auch diese Stelle lehrt, völlig verkehrt. Die eddische Darstellung der zerstörenden Mächte und ihre Verlegung auf einen Baum ist so absurd, daß man ihr keine Analogie — so scheint es mir — an die Seite stellen kann und schon aus diesem Grunde gezwungen ist, anzunehmen, es handle sich um die späte Erdichtung priesterlicher Sänger. Wenn wir von einem *Drachen* hören, der die Wurzeln des Baumes benagt, so lasse ich mir das gefallen. Ein Adler, aber, zwischen dessen Augen ein Habicht sitzt, ist schon ein Unding; ein Eichhörnchen, das an der Esche auf- und abläuft und zwischen Drache und Adler Zankworte streut, sicherlich eine abstruse Erfindung. Was soll man aber gar zu den vier Hirschen sagen, die in den Zweigen der Esche laufen und deren Triebe abbeißen? *Kletternde Hirsche*! Derartiges ist, wie mir scheint, dem echten Mythus fremd. Und doch stehen solche Züge in unserer Sage nicht vereinzelt da. Wir können also feststellen, daß der Yggdrasil-Mythus zwar dem Kern nach alt ist, daß seine Ausgestaltung aber der späteren Zeit vorbehalten blieb.

Die philosophierende Naturauffassung der Vergangenheit begnügt sich sicherlich nicht damit, in dem Pflanzenreich ein einheitliches und verehrungswürdiges Ganze zu sehen. Sie dringt tiefer und fragt: „Woher kommt die Pflanzenwelt?“ und antwortet: „Aus dem Wasser.“ Das Wasser gilt vielen, vielleicht

Digitized by Google

allen Völkern als älteste zeugende Macht. Die befruchtende Wirkung des Regens war augenscheinlich. Jene winzigen Gewächse und Tiere, denen das kleinste stehende Wässerchen das Leben gibt, schienen dem feuchten Elemente spontan entsprungen zu sein; denn die Idee, daß omne vivum ex ovo — alles Leben aus dem Ei — herrühre, ist eine Erkenntnis der jüngsten Zeit. Wenn man sich also darüber klar wurde, daß der Mensch sein Dasein den Pflanzen zu verdanken habe, die ihm seine Existenzbedingungen allein gewähren können, daß aber die Pflanzenwelt vom Wasser stamme, so mußte man zu einer Verehrung des Wassers als der Urmutter alles Gezeugten gelangen, und diesen Schluß hat denn auch die alte Zeit tatsächlich gezogen. Das Femininum ahva und die weiblichen Flußnamen führen auf Wassergöttinnen, wozu auch das Vorherrschen der Nixen oder Meerminnen und die Weichheit des Elements (?) stimmt (Grimm). Die Wassernymphen aber zeigen als spezielles Charakteristikum ihre unerhörte, auf ihren Ursprung deutende Fruchtbarkeit. Wenn deshalb ein altindischer Text mit begrifflicher Klarheit sagt: „Es pflegt zu sagen, wer solches weiß und wer es nicht weiß: die Wasser fürwahr erschaffen aus dem Nicht-Seienden das Seiende", so spricht aus ihm die Auffassung des gesamten Altertums. Es ist bekannt, daß der Storch die Kinder aus dem Wasser holt. Doch schon die Böhmen und Mähren übertragen diese Rolle auf andere Vögel: die Elster, den Kuckuck, die Krähe, den Weihe. — Der Kinderbrunnen, aus dem Frau Holle die Kinder holt, ist weithin bekannt, desgleichen z. B. der Quickbrunnen Dresdens, von einem Storche gekrönt. Der Jungbrunnen der Sage ist ein Ausdruck der Idee, daß das Wasser Neuzeugungen vornimmt. Oft findet man die himmlischen Wolkenwasser mit den Wassern der Erde gleichgesetzt. Deshalb werden die Seelen der Kinder durch Holdas Sonnenkäfer aus den Wolken auf die Erde getragen. So erstaunlich folgerecht ist dieser Gedanke durchgedacht, daß man mancherorts der Meinung war, der Mensch lebe vor der Geburt eine Zeitlang als Frosch oder Fisch im Wasser. Ja, auch die Seele des Verstorbenen kehrt in das Wasser zurück, aus dem sie entsprungen. So sagt noch eine Quelle aus dem Jahre 1456: „Also wenn die Menschen sterbend, so far die Seele durch das Wasser". Im heutigen Volksglauben hat sich die Jungbrunnenidee von der verjüngenden Kraft dieses Elements,

Digitized by Google

das so zu des Menschen Anfang und Ende wird, lebendig erhalten. Wer im Mai vor Sonnenaufgang fließendes Wasser schöpft oder am Walpurgistage aus der Dorfpfütze wäscht, wird jung und schön. Nicht selten findet sich die Meinung, das Wasser könne auf irdische Frauen direkt befruchtend wirken, so namentlich zur Oster- und Johanniszeit oder das Wasser heilig gesprochener Quellen. Der Brauch des Erntefestes, Mädchen zu begießen, bezweckt, ihre Fruchtbarkeit zu erhöhen. Eine Sage berichtet von einer Schwängerung durch Schneeflocken, wie die griechische Danaësage von dem goldenen Regen des Zeus redet. Der Bericht des Seneca, das Wasser des Nil befruchte die Weiber so sehr, daß sie 4 bis 5 Kinder auf einmal brächten, fand in Deutschland noch vor vier Generationen willigen Glauben. Die befruchtende Zauberkraft des Wassers kam natürlich dem Tiere nicht minder als dem Menschen zugute, und so wird z. B. der berührte Brauch des Wasserbegießens auch damit begründet, daß durch den rohen, an den Kuhmädchen verübten Scherz die Tiere selbst ergiebiger würden. Werden doch die das Wasser bewohnenden Geister, wie der nordische Nikur oder der schottische Waterkelpie, nicht selten selbst in Tiergestalt gedacht; ja, man glaubt, daß sie etwa in Stier- oder Roßgestalt den Fluten entsteigen und sich unter die Herden mischen, deren weibliche Tiere dann prächtige Junge zur Welt bringen. — Überall sind die Wasserwesen lebenerweckend, verführend, aber auch verderblich gedacht. Diese sämtlichen Züge: die Gaben der Schönheit, Sinnlichkeit, der Künste der Musik und Prophetie, aber nicht minder der Tücke und des sinnverwirrenden Einflusses sind indes schon den Nymphen des Veda, den Apsaras, eigentümlich und für sie charakteristisch. Man ist aus diesem Zuge zu dem sicheren Schlusse berechtigt, daß auf dem Boden der philologischen Einzelwissenschaften keine einzige dieser Eigenschaften erklärt werden darf. Die Nymphen werden in Deutschland, bei vielen slavischen Stämmen, in Indien und Griechenland geradezu zu Krankheitsdämonen, die namentlich den Geist verwirren, weshalb auch eine Apsaras „Manoharā", „die Sinnberaubende", heißt.

Im weitesten Sinne war das Luftreich mit Leben erfüllt gedacht. Glaubte man doch, wie wir sahen, die Luft von jenen Geistern erfüllt, die als Atem die menschliche Brust verlassen hatten und nun in den Stürmen um die Erde gewirbelt wurden. So entstand die Meinung, ein unendliches Heer von Seelen be-

Digitized by Google

lebe die Atmosphäre, drohend und Unheil stiftend über die Erde reitend — der Keim zu der Sage vom Wilden Jäger. Wenn man in unseren Gegenden beim Tode eines Menschen das Fenster, anderswo die Dachluke öffnet, um der Seele den freien Austritt in die Himmelsluft zu verschaffen, wenn man gar die bereits Verlorengegangene durch Mützen oder Töpfe wieder einzufangen versucht, so liegt die erwähnte Vorstellung zugrunde. Sie ist aber auch der Quell aller jener Mythen, die von der Vogel- und Schmetterlingsgestalt der Seele reden. Daß Wodan ein Windgott und sein Amt das eines Seelenräubers ist, wurde erwähnt. Wir heben nur noch hervor, daß der ihn stellenweise später vertretende Wilde Jäger sich in völlig gleicher Eigenschaft zeigt, wenn er z. B. nach dem Glauben des Voigtlandes ein Netz stellt, um das Menschenwild darin zu fangen, oder wenn er das Totenvolk oder die Seelen ungetauft verstorbener Kinder führt. Auch Wodans Hunde kehren hier wieder, Pflege verlangend, wie man noch im vorigen Jahrhundert den Waudlhunden Bier opferte. Nicht minder wie Wodan schenkt auch der Wilde Jäger einem Bauern, der seinen Hund aufgenommen, Reichtum an Heu, Milch und Butter. Solche Sagen mögen ein schönes Mitleid mit jenen hungernden Tieren großgezogen haben, denen der jagende Deutsche ja seine Existenz in den Wäldern allein verdankte. Es darf im übrigen nicht unbetont bleiben, daß, soweit mir bekannt, der Name der Wilden Jagd in Deutschland, mindestens in Ostpreußen, nur noch genannt wird, wenn tagverdunkelnde Zugvögelschwärme, etwa wilde Gänse, über eine Gegend dahinziehen. Der Eindruck des Furchtbaren und Massenhaften hat sich eben ganz von seiner ursprünglichen Grundlage abgelöst. Diese Basis aber ist, wie wir sahen, die Sturmgewalt.

Mit besonderer Heiligkeit glaubte man unter allen Elementen namentlich die fruchttragende Erde, ja die Erde überhaupt ausgestattet. Wenn Mosis seine Schuhe ausziehen soll, „denn die Stätte, da du stehst, ist geheiligtes Land", so geschieht es wohl, damit er durch das harte Fußwerk die Mutter Erde nicht verletze. Das altindische Ritual hat Abbitte-Formeln für die Verwundung der Erde durch Feuer und Pflugschar erhalten; aber auch noch im Grimmschen Märchen bedauert ein Mädchen den mütterlichen Boden, weil er durch so viele Wagengeleise verletzt würde. Wenn man die Erde mit einem Stocke schlägt,

Digitized by Google

so verdorrt nach deutschem Aberglauben dem Übeltäter die Hand. Doch schon das nordische Altertum vergöttlichte die Jörd, die mütterliche Erde, als Mutter Donars, und noch in der Zeit der Hexenprozesse galt es als heidnischer Frevel, sie zu küssen. Im Frühjahr erhöhte sich nach altem Glauben die ihr eigne Heiligkeit, Fruchtbarkeit und Heilkraft. Weit ist der Vergleich des Mannes mit der erzeugenden Pflugschar, des Weibes mit der fruchtbaren Ackerfurche verbreitet. In folgerichtiger Durchführung wurde die Halmfrucht als ein Kind gedacht, das dem Schoße der Erde entsteigt und im Kornschnitt von der Mutter losgelöst wird. In mehreren Kreisen Westpreußens wird oder wurde die aus der letzten Garbe verfertigte Menschengestalt Bankert (uneheliches Kind) genannt und ein Knabe hineingebunden oder ein großer Kerl hinter der Puppe versteckt. Der letzten Binderin, welche die Kornmutter darstellt, rufen die übrigen zu, sie werde niederkommen; sie schreit und weint wie in Geburtsschmerzen. Endlich sagt man, das Kind sei zur Welt gekommen; der eingebundene Knabe oder der hinten versteckte Mann wimmert nach Säuglingsart. Die Großmutter wickelt einen Sack als Windel um den Bankert, und jubelnd führt man das Kind in die Scheune (Mannhardt). — Der erwähnte Brauch ist deshalb besonders interessant, weil er die eigentümliche Konsequenz von Anschauung und Sitte im deutschen Volksleben zeigt. Auch lehrt er uns die Entstehung religiöser Spiele kennen.

Als Bewohnerinnen des gepflügten Ackers, segnende, helfende, aber auch neckische und selbst boshafte Genien treten in den deutschen Sagen zahlreiche teils anmutige, teils durch widerwärtige Eigentümlichkeiten entstellte Wesen, so das Korn- und Heufräulein, die Roggenmuhme, die Kornjungfer und viele andere auf. Wie die Zwerge, rauben sie bisweilen Kinder oder vertauschen diese mit den ihrigen; sie werfen den Heuwagen um, backen, helfen bei der menschlichen Arbeit und necken die Schnitter. Unter diesen Geistern hebt sich Einer bedeutsam hervor: der Pilwiz-Schnitter. Mit Bocksprüngen eilt er verderblich über das Getreide hin, an seinen Füßen sind Messer. Ein bestimmter Feldschaden wird auf ihn zurückgeführt. — Verschieden an Gestalt, Größe und Funktion, bleiben sich die Erd- und Ackergeister doch darin gleich, daß sie im Mythus zur Erklärung der die Fluren begünstigenden oder schädigenden Einflüsse dienen und in ihrer Fülle und Mannigfaltigkeit ein Bild von der Lebhaftig-

Digitized by Google

keit und Unmittelbarkeit alter Anschauungs- und Darstellungsweise geben.

Das Christentum hat die altgermanischen Gottheiten aus der Welt zu bringen gewußt und doch den Glauben an ihre Macht und Funktion nicht abzuschaffen vermocht, ja kaum in großem Umfange dies versucht. Denn die Mittel der heutigen Zeit standen dem Altertum nicht zu Gebote, es konnte nicht nachweisen, daß die gesamte Natur physikalischen Gesetzen, nicht dem Willen zahlloser Götter unterliege. War das naturwissenschaftliche Verstehen der äußeren Einzelvorgänge doch in allen heidnischen Religionen nicht einmal angebahnt. Wie der Römer zahllose Götter brauchte, die ihm erklärten, weshalb die Tür knarre, ein Kind geboren würde usw., so nahm das Christentum, das ja theoretisch mit einem allgegenwärtigen Gotte auskam, praktisch dennoch ebenso zahllose Engelwesen zur Hilfe, erkannte also die Notwendigkeit an, menschenähnlich geformte Wesen zu treibenden Kräften des Weltganzen zu machen. Es kommt ferner noch hinzu, daß das Christentum der alten Zeit nicht minder als der heutige Katholizismus eine ganze Reihe mehr oder minder heiliger und zauberkräftiger Personen verehrte, die als Fürbitter eine überirdische Rolle dauernd zu spielen berufen waren. In der Legende greifen sie — ich erinnere nur an den heiligen Petrus — tausendfach heilend, belehrend oder strafend in das Menschenleben ein. Was mußte näher liegen als die Meinung, diese heiligen Personen (an deren Wirksamkeit der Germane ebenso wenig zweifelte, als die Bekehrer an dem Vorhandensein der Heidengötter) seien ja im Grunde nichts anderes als verkleidete, vielleicht auch reiner und wahrer aufgefaßte heidnische Gottheiten des alten Kultus? So glaubte man denn den Ansprüchen der Bekehrer und den Drohungen der Gewalt Genüge geleistet zu haben, wenn man die germanischen Namen gegen christliche eintauschte. Viel schwerer war es natürlich, die alten Opfer zu vertilgen. Die Volkskunde lehrt, daß Inquisition, Scheiterhaufen, Folter, Staatsanwalt, Polizei und Pfarrer trotz 1500 jähriger Tätigkeit dieser Aufgabe nicht gewachsen gewesen sind.

Der heidnische Kern zahlreicher katholischer Heiligenfiguren läßt sich teils auf den ersten Blick, teils nur schwer erkennen. Daß die belohnende und strafende, hausmütterlich lehrende, schaffende, webende und spinnende heilige Maria des deutschen Volksglaubens

Digitized by Google

ihre wesentlichen Züge einer altgermanischen Göttermutter entlehnt hat, betonten wir bereits. Nur einer weiblichen Gottheit sei noch gedacht: der h. Gertrud, die wohl eine alte Walküre war. Unter den männlichen Götterwesen tritt kraß der h. Stephan hervor, der sog. Pferde-Steffen. Er wurde, gleich Freyr, auf einem Goldsattel reitend gebildet. Um die Sonnenwende veranstaltete man ihm zu Ehren Umzüge, die heidnischen Charakter trugen, und ließ die Pferde zur Ader, worin wir vielleicht ebenfalls ein altes Blutopfer zu sehen haben. — Diesem Heiligen nahe verwandt ist der Pferde-Heilige Leonhard, vielleicht an Donar erinnernd, und der an den gleichen Gott gemahnende h. Michael, den die Angelsachsen mit Donnerkeil und rotem Gürtel darstellen. Er wird zum Schutz der Toten auf den Runensteinen angerufen. Ein überaus klarer Vertreter Donars im germanischen Norden aber ist der h. Olaf; da er einem Donarsbild den Hammer aus der Hand riß, wird er selbst mit einer am 29. Juli zauberkräftigen Axt dargestellt. Donnerstags oder Johannis wurden die Olafsquellen wie die Donars besucht. Seine Axt benutzte man zu Krankheitsheilungen. Sein Bild zeigt ihn nicht nur mit rotem Bart und Axt, sondern auch mit einem Drachen zu seinen Füßen. Wie Donar besiegt er Ungeheuer und fährt zu Schiff wie Freyr (E. H. Meyer). Schließlich gedenken wir noch des berittenen Knechts Ruprecht, der zur Weihnacht in die Häuser einkehrt. Offensichtlich vertritt er einen alten Germanengott, vielleicht Wodan (J. Grimm; E. H. Meyer). Bisweilen kann man — und diese Fälle sind besonders interessant — solche Substitutionen sagengeschichtlich nachweisen. Wir gedenken deshalb der so vielfach erwähnten Erzählung des Saxo Grammaticus, nach der Balder, um sein von Durst gequältes Heer zu erquicken, eine Quelle erweckt habe, indem sein Pferd eine solche aus dem Boden stampfte. Wie aber Balders Roß den Baldersbrönd auf Seeland geschaffen haben soll, eine Quelle, die heute noch unter diesem Namen fließt, so schrieb man die Entstehung mehrerer Bäche dem Rosse Karls des Großen zu, wobei die Hauptzüge der Sage unverändert blieben. Später traten an des alten Kaisers Stelle Kirchenheilige, wie der h. Bonifazius, Oswalt u. a., desgleichen Wittekind oder gar Prinz Karl von Preußen.

Ganz eigentümlich ist die hier nur anzudeutende Tatsache, daß die alten Kirchenheiligen selbst da, wo sie noch als solche

Digitized by Google

auftreten, gleichwohl schon Handlungen heidnischen Gepräges verrichten. Ich erinnere nur daran, in welcher Art und Weise Petrus in der deutschen Legende und im Märchen zum Zauberkünstler und Hexenmeister geworden ist. Man gedenke dagegen z. B. der Totenerweckungen, von denen die Bibel berichtet. Sie erfolgen durch das bloße, mit göttlicher Kraft begabte Wort, ohne irgend welche Manipulationen oder Nebenwirkungen. Wie anders im Märchen! Petrus wirft die Leiche in einen Kochtopf, kocht sie rein aus, so daß Knochen und Fleisch sich scheiden, legt das Gebein, das noch zuvor mit Kräutern behandelt ist, in die natürliche Ordnung, spricht einen Zauber darüber und — der Tote erhebt sich. Wir erkennen, wenn wir dem gegenüber der Totenerweckungen Christi gedenken, daß hier und dort die Grundideen völlig verschiedene sind. In dem einen Falle erhebt sich der Tote, weil Gottes Sohn zu ihm geredet, in dem anderen, weil die Leiche mit magischen Künsten behandelt worden ist. Die Wunder der Bibel gelten als Manifestationen der göttlichen Macht, die Zauberhandlungen des Märchens sind Schamanen-Kunststücke, die im Grunde ein jeder nachahmen kann, der die entsprechenden Manipulationen zu vollbringen vermag.

Ein, ebenfalls erst bei dem untergehenden Heidentum hervortretender, Zug ist der von der Entrückung einzelner Götter, Helden und mythischer Personen in Berge. Am bekanntesten ist die hierher gehörige Tannhäuser-Sage, in deren Mittelpunkte die mittelalterliche Frau Venus steht, die in einem Berginnern Hof hält. Diese Vorstellung beschränkt sich unseres Wissens auf den germanischen Kulturkreis und geht wahrscheinlich von der Tatsache aus, daß man die Toten in Hügeln bestattete, die man als deren wirkliche Wohnungen, sie selbst also nicht als eigentlich gestorben, sondern als schlafend ansah. Daß und wie man es verstand, ein Grab zum Wohnhaus zu machen, lehrt recht anschaulich die Ynglingasaga. Als Freyr gestorben war, so berichtet sie, bauten seine Freunde einen großen Hügel mit einer Tür und drei Fenstern. Dort hinein führten sie heimlich die Leiche und sagten, der Gott lebe und wohne darin. Die Schweden brachten ihm nach wie vor den Zins. So ging es drei Jahre, und als sie dann den Tod erfuhren, glaubten sie, da sich in den drei Jahren fruchtbares Wetter gehalten hatte, an die Fortdauer davon, wenn sie die Leiche im Hügel ließen und nicht verbrannten (Weinhold). Sobald sich nun die Sitte verall-

Digitized by Google

gemeinert hatte, dem Toten förmliche Wohnhäuser zu bauen, mußte man in den riesigen, zu diesem Zwecke getürmten Hügeln Stätten schlafender Heroen der sagenhaften Vorzeit erblicken. Der Glaube daran, daß Seelen Verstorbener in Elfen- oder Geistergestalt das Berginnere bewohnen, ja daß die Seele des Schlafenden vorübergehend dorthin sich verirre, wurde bald populär und durch die Auffindung natürlicher, vielleicht mit Spuren von Menschenhand versehener Erdhöhlen genährt. Da man ferner von dem begrabenen Gotte seit alters zu erzählen wußte, so nahm die Volksmeinung die Vorstellung auf, die Gottheit walte, in dumpfes Brüten versunken oder von lautem Schwarm umgeben zechend, in einem solchen Berge, so z. B. Wodan im Odenberge d. h. Wodansberge. Nicht anders ist es aufzufassen, daß im Karlsberge bei Fürth Karl der Große mit seinen Helden schlafen soll. Wenn sich ein solcher Berg öffnet und der Geisterschwarm die Luft durchzieht, so bedeutet dies Krieg, — ein häufig wiederkehrender Zug.

Das betrachtete, bis zum höchsten germanischen Norden verbreitete Sagenelement hat zahlreiche Vertreter gefunden. Unter den rein mythischen sei nur noch Frau Hulda oder Holle erwähnt, die den Holle-Bergen ihren Namen gegeben hat. Noch heute kennt man in Tirol mehrere Stellen, die als Eingang zum Reich der Hulda dienen. Unter den historischen Sagenvertretern sei des slavischen Königs Wenzel gedacht, der im Blanik residieren soll. Deutsch erscheint die Mär von dem Grafen Albrecht von Württemberg, der im Berge Zabergau die Seelen seiner Verstorbenen wiederfand. Am weitaus bekanntesten aber ist die Lokalisierung des Motivs von dem heroisierten, schlafenden Gotte in der Kyffhäuser-Mythe. „Hier sitzt in einem Garten oder Saal ein Alter mit langem Weiß- oder Graubart oder auch Kaiser Friedrich Rotbart mit kegelnden Rittern und scharrenden Rossen und seiner Ausgeberin, Frau Holle, die Wein schenkt oder die Pferde füttert oder auch mit der Wilden Jagd auf den Eber zieht, oder mit seiner Tochter Utchen und dem Hufschmied Boldermann. Ist der Bart dreimal um den Tisch gewachsen, so erwacht der Alte, und wenn die Raben nicht mehr um den Berg fliegen, hängt er seinen Schild an einen dürren Baum, der dann wieder ergrünt, und eine blutige Schlacht erfolgt“ (E. H. Meyer). — Wesentlich neu ist in dieser Erzählung also nur die Verknüpfung von dem Glauben an den wieder-

Digitized by Google

auferstehenden Gott und den Weltuntergang (die blutige Schlacht). Man hat aber — meines Bedünkens nicht mit Unrecht — eben darin ein christliches Element gesehen. Schon seit alter Zeit stehen beide Ideen selbständig nebeneinander da. Der Beginn von Kämpfen war an den Frühling, die Zeit des Ausschlagens der Bäume gefesselt, weil der herrenlose Boden, das unentbehrliche Weideland, jährlich von neuem erstritten werden mußte. Die Furcht vor dem Weltuntergang ist, seit sie zuerst sich geltend machte, niemals ganz erloschen. Wann immer Meteore oder Kometen die Erde bedrohten, Geister aus ihren Grüften sich zu erheben schienen, oder sonst von Ungeheuerlichem als einem Geschehnis geredet wurde, tauchte die Meinung: „die Welt geht unter“ auf. So wurde an die Wiederkunft des alten Kaisers wie an die Auferstehung Christi das Ende der Dinge geknüpft. Goldne Zeiten voll Friede und Gerechtigkeit warteten dann der Gläubigen. — Wie populär die Meinung war, daß einzelne historische Größen in Wirklichkeit gar nicht gestorben wären, sondern sich verborgen hielten, geht daraus hervor, daß sich bereits bei des (später in den Kyffhäuser versetzten) Kaisers Tode Betrüger den gemeinen Wahn, der Herrscher lebe noch, zu Nutze machten. Aber noch vor wenigen Jahren gab sich ein österreichischer Holzschnitzer für den verstorbenen Kronprinzen Rudolf aus. Er wurde deshalb wegen Betruges vom Kreisgerichte zu Czernowitz (Bukowina) abgeurteilt. In der dortigen Landbevölkerung besteht nämlich der seltsame Glaube, daß Kronprinz Rudolf nicht gestorben sei, sondern lebe und von Ort zu Ort ziehe, um die Leiden und Bedürfnisse der Landleute kennen zu lernen. — Wie innig verwandt ist mit einem solchen tröstenden Glauben die Hoffnung, der Liebling des Volkes werde, wenn die Not am höchsten gestiegen ist, hervortreten und die Seinigen zu Kampf und Sieg führen. Als das deutsche Reich von neuem erstand, trat Kaiser Wilhelm I., ein verjüngter Barbarossa, aus dem Berge hervor. Geharnischte Ritter und scharrende Rosse umgaben ihn; sein Schmied Bismarck reichte ihm das Schwert der deutschen Einheit. Ein blutiger Kampf blieb auch hier nicht aus, und bessere Zeiten folgten ihm. So wurde die Sage zur Wirklichkeit, und die Wirklichkeit des erreichten großen Glückes schien sich in das Zaubergespinst der Sage zurückzuverlieren.

Digitized by Google

VIII. Tierkult.

Weder der Mensch noch der von ihm und nach ihm gebildete Gott standen in den früheren Stufen der Religionsentwickelung in dem Mittelpunkte des religiösen Interesses; weder Polytheismus noch Heroenkult haben an der Wiege der Menschheit deren Träume gesponnen.

Lange, ehe man menschenähnliche Wesen in den Himmel versetzte, hatte man die Furcht vor den rätselhaft erscheinenden Mitbewohnern dieser Erde gelernt. Jene Haustiere, die wir jetzt zu kennen glauben, weil ihre Lebensgewohnheiten, soweit diese unserem Nutzen dienen, uns geläufig geworden sind, — sie waren die angestammten Erben des Bodens, auf dem sich der Mensch als Fremdling fühlte. Die staunenswerte Gewandtheit der Schlange, die außerordentliche Schnelligkeit des Pferdes, die Orientierungsfähigkeit des Rindes im tiefsten Urwalddickicht, die rätselhaft scharfe Witterung des Hundes: — das alles ließ das Tier dem Menschen überlegen erscheinen, und so war die Furcht vielleicht die erste Empfindung des noch nicht zum Herrn der Schöpfung gewordenen Zweifüßlers. Einen wie hohen Grad dieses Gefühl erreichte, lehrt die, bis in verhältnismäßig späte Zeit hinein bezeugte, Tatsache, daß man, selbst wenn man Tiere wie den Bären oder das Pferd tötete, sie zugleich um Verzeihung bat, um sich nicht den Zorn der ganzen Tierrasse zuzuziehen. Die Schlange wurde im altdeutschen Hause mit Milch, der alten Opferspeise, getränkt; ihre Tötung — die Ermordung des noch heute in slavischen Gegenden gehüteten Hausgeistes — galt als schweres Unrecht. Später trat die Kröte an die Stelle der Schlange. Beide tragen eine Krone als Zeichen ihrer königlichen Würde. Das gefürchtete Reptil lebte, so glaubte man, in einem geordneten Staatsverbande. Die indische Sage hat uns die Namen einer ganzen Reihe von Schlangenkönigen aufbewahrt. In hohem Grade zeichnet der Aberglaube das gefürchtete Tier mit Weisheit aus. Die Erzählung von dem Sündenfall ist ein deutlicher Beleg dafür. Aber auch die deutsche Sage läßt Schlangen die Zukunft prophezeien und den Genuß der weißen Abart mit magischer Gabe belohnt werden. Wie alle das Erdreich bewohnenden Tiere, galt

Digitized by Google

auch dies Reptil als Besitzer ungeheuerer Schätze, auf denen es sich lagert, die es behütet. Am eigenartigsten aber ist das brüderliche Verhältnis, in das der Mensch sich zu jenem Tiere, wenigstens zu seinen ungiftigen Arten, setzen zu lernen verstanden hat. Ich greife unseren Erörterungen etwas vor, wenn ich schon hier bemerke, daß die Schlangenverehrung im engeren Sinne auf animistischem Boden erwachsen ist, d. h.: daß man dies Wesen deshalb schonte, weil man in ihm die Seele eines menschlichen Vorfahren zu erkennen glaubte. Soweit das geräuschlos dahineilende, plötzlich auftauchende und ebenso plötzlich verschwindende Reptil sich menschlichen Behausungen zu nähern pflegte, konnte es die Meinung erwecken, daß ein höherer Intellekt in ihm verborgen sei. Ist doch unser Denken gewandt und schnell wie der Körper eines solchen Tieres.

Eine primitive Psychologie schloß sich an die bloße Beobachtung der Schlangenwesen an. Sehen wir uns im Vollbesitz aller inneren Kräfte, so weilt unser geistiges Agens als schlangengleiches, seelisches Wesen in unserem Leibe. Enteilt aber die Seele im Schlafe, der Ohnmacht, der Halluzination und dem Tode ihrem Leibe, so fährt jenes körperlich gedachte psychische Etwas aus seiner derben Hülle heraus; die Seelenschlange entflieht uns, um spät oder nie zurückzukehren. — Andere Gedankenreihen bauen diese schlichte Meinung aus. Von dem alten Glauben wird dem Menschen ein Doppelgänger ins Leben mitgegeben, habe dieser nun Geistergestalt wie die fylgjur oder tierische Form. Die Beobachtung, daß der Schatten das eigene Selbst in vergeistigter Form wiedergibt, mochte zur Entstehung der Doppelgängervorstellung beigetragen haben. Im Verfolg dieser Idee wurde allmählich die Sphäre des eigenen Ichs, die, wie Lotze sagt, bis in die Spitze unseres Zylinderhutes und das Ende unseres Spazierstocks hinein fühlbar ist, auf die ganze Umgebung erweitert. Namentlich konnte alles, was zum deutschen Hause gehörte, in dessen Bannkreis gezogen werden. Innerhalb dieses geweihten Bezirkes ist deshalb nichts gleichgültig, nichts tot. Wer eine Wohnung verlassen muß, ruft allen Wänden, Küche und Keller, ein Lebewohl zu. Der Ofen wird umarmt und geküßt, wie ein alter Freund. Die Tiere des Hauses sind ihrem Herrn nicht minder ans Herz gewachsen. Aus ihrem Wachsen und Wohlergehen, ihrem Entstehen, Zeugen und Sterben schloß man auf die analogen Vorgänge beim Menschen. Wenn

Digitized by Google

eine Lieblingsstute des Herrn und dessen Hausfrau in dem gleichen Gehöfte gebaren, so lag es der alten Zeit sehr nahe, zu glauben, daß beider Sprößlinge ein gemeinschaftliches Zukunftslos verbinde. Der Lebensbaum des Vaterhauses wurde nicht minder als das Wesen gehütet, an dessen Geburtstage das Gewächs in die Erde gepflanzt war. So galten auch jene Hausschlangen, die den durchweichten Lehmboden der Hütten leicht durchbrechen konnten, nicht nur als Gäste der Familie und Freunde der Kinder, sondern auch als deren zweites Selbst und deshalb als heilig. Eine spätere Zeit, die nicht nur den einzelnen Verstorbenen als solchen, sondern die ganze Reihe der Vorfahren der Familie, des Stammes verehrte, erschuf demgemäß ganze Schlangenheere als Ahnenkultwesen, um so dem Gefühle Ausdruck zu geben, daß der einzelne Lebende nur ein kleines Glied in der ungeheueren Kette der Generationen sei. Wenn wir uns vergegenwärtigen, welch eine gewaltige Spanne Zeit vergehen mußte, um diese tiefsinnige Idee gegenüber dem Ausdrucke der blöden Angst vor dem gefürchteten einzelnen Tierwesen zur Reife zu bringen, lernen wir die ganze, gewaltige Bedeutung des Tierkultes als einer Phase in der religionsgeschichtlichen Entwickelung der Menschheit verstehen. Übrigens wäre es verfehlt, die Züchtung von Schlangen in menschlichen Häusern ausschließlich auf religiöse Instinkte zurückzuführen. Die Völkerkunde lehrt uns zur Genüge, daß die Bewohner entlegener Inselgruppen ein harmloses Freundschaftsbündnis mit niedrigstehenden Halbsäugetieren, Lemuren, abzuschließen pflegen, die sich des Menschen Pflege und Liebkosungen gern gefallen lassen, zu irgend einem praktischen Zwecke aber ihrer überaus geringen Verstandesfähigkeiten wegen nicht anwendbar sind. Der religiöse Instinkt des Menschen hat also in dem sozialen, der zur Domestikation der höheren Gattungen führte, einen beachtenswerten Nebenbuhler gefunden.

An Belegen für die gegebenen Glaubensmeinungen aus älterer und neuerer Zeit ist kein Mangel. Nur einer Sage sei hier gedacht: König Gunthram war im Walde ermüdet auf dem Schoße eines treuen Dieners eingeschlafen. Da sieht der Diener aus seines Herrn Munde ein Tierlein, gleich einer Schlange, laufen. Es eilt nachher in einen Berg. Nach einiger Zeit kehrt es in den Schlafenden zurück. — Wir finden hier den alten Irrwahn, der noch in unserer Landbevölkerung lebt, angedeutet, daß die Schlange in den menschlichen Eingeweiden

Digitized by Google

förmlich logieren könne: — ein Glaube, der sich nur durch den erörterten Parallelismus von Seele und Schlange erklärt. Das Schlüpfen der Seele in den Berg wird uns durch die Erinnerung an die alte Idee von der Entrückung Verstorbener in Berge verständlich, und die Rückkehr aus einem solchen bergähnlichen Grabe als Beweis dafür wichtig, daß Schlaf und Tod auch dem germanischen Heidentum als Brüder galten. — Die Meinung, daß Mensch und Schlange miteinander verbrüdert waren, zeigt sich noch heute im Volksaberglauben. Noch heute sollen, wie man sagt, Schlangen oder Unken zu einsamen Kindern in Häuser kommen und mit ihnen aus einer Schüssel Milch trinken. Die Kinder in der Wiege werden von Schlangen bewacht. Die Hauskröte, das alte Substitut der Schlange, wird Muhme d. h. Mütterchen genannt, wohnt im Hauskeller und hält, ganz wie ein gütiger Hauskobold, durch ihren Einfluß die hier verwahrten Lebensmittel in einem gedeihlichen Zustande. Dadurch kommt Wohlstand in das Haus, und das Tier heißt dann Schatzkröte. Sie soll ihre Farbe verändern, so oft der Familie eine Veränderung bevorsteht. Besonders markant ist es, daß der Geruch von sauerer Milch Fylgjengeruch heißt, d. h. ein Geruch, der die fylgjur, die Hausschlange, anzieht; wenn sich ein solcher im Hause verbreitet, so erwartet man einen Gast, oder es bedeutet, daß sich unter dem Hause eine Schlange aufhält, oder man nennt ihn Teufelsgeruch. Schließlich sei noch eines Märchens gedacht, das deshalb besonders interessant ist, weil die in ihm erscheinende Schlange ein deutliches Bild der menschlichen Seele ist, die sich in dem Leibe der werdenden Mutter ihre Wohnung sucht und erst mit dem Verfall des Leibes diesen verläßt. Das Märchen berichtet nämlich von einer jungen Frau, in deren offenen Mund eine Schlange kroch. Als die Frau des Kindes genaß, lag diesem die Schlange fest um den Hals. Sie wich nicht von des Kindes Seite, blieb bei ihm im Bette und fraß aus seiner Schüssel, ohne ihm ein Leid zu tun. — Selten finden wir so klare Beispiele der tierischen Doppelgängerschaft.

Wenn wir dem Glauben an die dämonische Macht von Schlangen unsere Aufmerksamkeit schenkten, so geschah es deshalb, weil der Schlangenkult eine typische Bedeutung hat. Er kennzeichnet die Empfindungen des Menschen gegenüber Tieren, die jener aus abergläubischer Furcht teils sich fern zu halten, teils zu Freunden zu gewinnen versuchen muß, ohne daß sie ihm

Digitized by Google

irgendwie nützen könnten. Nicht anders aber steht es um die Beziehungen des Menschen zu einer ganzen Anzahl von Lebewesen. Wir nannten die Kröte als unmittelbaren Stellvertreter der Schlange; wir gedenken der Maus, die, gleich dieser, als ein Bild der Seele gilt, im menschlichen Innern wohnen, es bei Schlaf und Tod verlassen soll; die man schont, füttert, für glück- und unglückverheißend hält. Wir erwähnen den Storch, dessen Nestlinge als Doppelgänger zu den Kindern des Hauses angesehen werden. Ihre Verletzung gilt selbst dem modernen Volksbewußtsein als ein Akt brutaler Gewalt. Im Grimmschen Märchen (Nr. 107) sagt der Storch von sich: „Ich bin ein heiliger Vogel, dem Niemand ein Leid zufügt und der den Menschen großen Nutzen bringt." — In anderer Hinsicht führt uns dieses Tier bereits einen Schritt weiter, denn von ihm gilt, was von der Schlange nur in den Sagen grauer Vorzeit berichtet wird: es macht zu Zeiten Metamorphosen durch, die in Menschengestalt überführen können. Darum sehen wir hier Mensch und Tier noch enger aneinander geknüpft, das Tier als den vollendeteren Menschen: — denn der Storch ist, wie die meisten Vögel, als prophetisch gedacht; speziell gilt er als der Verkünder von Kindersegen. Die Fähigkeit der Verwandlung in Menschengestalt kommt übrigens ursprünglich wohl allen Zugvögeln zu. Ihr Verschwinden im Winter wird durch eine Verwandlung in die Gestalt anderer Tiere oder des Menschen erklärt. Die Störche gelten z. B. als verwandelte Freimaurer. Von Umfang und Verbreitung des Glaubens an die Metamorphose von Menschen in Tiere, speziell in Vögel, in dem für diese Darstellung gezogenen Rahmen eine Vorstellung zu geben, ist ganz unmöglich. Die Südseeinsulaner haben nicht minder als die Indogermanen und deren Nachkommen, unsere früheren oder späteren Vorfahren, sich an eine solche Idee geklammert. Wir gedenken der schwangestaltigen Nymphe, die ihres Federkleides von einem lüsternen Jäger beraubt wird, mit diesem eine Ehe eingeht, aber Gemahl und Kinder treulos verläßt, sobald sie in den Wiedergewinn des verwandelnden Kleinods gelangt ist. Die frühesten Anfänge einer indischen Epik geben das Gespräch zwischen dem von Liebesgram gequälten Purūravas und seiner treulosen Geliebten Urvaçī wieder, die ihren einstmaligen Gatten durch Erinnerung an das vergangene Liebesglück verhöhnt. Die Walküren als ursprüngliche Schwanen-

Digitized by Google

jungfrauen schlossen sich hier aufs engste an. Noch sei an den verwandten Zug des Märchens erinnert, daß Vögel, namentlich Schwäne, vielfach Kleider im Schnabel tragen, um die sie sich streiten oder die sie herabfallen lassen, um Menschen zu beschenken. Da, wie wir sahen, die Grenzen zwischen den einzelnen Reichen der Natur als verwischbar galten, kann es uns nicht wundernehmen, wenn im Grimmschen Märchen 12 Brüder gelegentlich nicht nur in 12 Raben, sondern auch in 12 weiße Blumen verwandelt werden (Nr. 9). Die weiße Farbe hat im Märchen immer etwas Magisches. Im übrigen aber neigt die echte, deutsche Sage dazu, Verwandlungen entweder auf den Einfluß von Zauberern oder magischen Gegenständen zurückzuführen oder endlich in der Metamorphose ein Sterben oder Wiederauferstehen in anderer Form zu sehen; so z. B. wenn eine Frau ertränkt werden soll und plötzlich als Ente wieder emporkommt. Jene sich als Geburten wüster Phantasie entpuppenden Metamorphosen, wie sie die Märchen von Tausend und Einer Nacht in so reicher Menge bringen, sind nicht alte Sagenbestandteile, sondern die Ausgeburten orientalischer Verschnörkelungskünste. Wenn dagegen eine Wasserjungfrau ein Ei statt eines Kindes ausstößt oder eine indische Apsaras Krokodile gebiert, so liegt die Meinung zugrunde, daß die Kinder ihrer Gestalt nach nur das werden können, was die Eltern ihrem Wesen nach sind, d. h. tierisch gestaltete Wassergenien. Eine besondere Rolle spielen hier die halb menschliche, halb tierische Form zeigenden Gottheiten, so die mit Frauenleib und Fischschwanz ausgestattete Wasserjungfrau oder die mit Frauenkörper und Pferdekopf dargestellte, uralte Demeter Phigaleia der Griechen. Auch auf diese Kategorie von Götterwesen wiesen wir bereits hin. Oft wird die tierische Erscheinungsform völlig beibehalten, dagegen menschliches Empfindungsleben, erhöht durch die Gabe der Prophetie, angenommen. Noch heute kursieren in unserer Landbevölkerung viele Sagen darüber, daß Pferde oder Zugochsen namentlich um die Weihnachtszeit, und zwar in der Mitternachtsstunde, über den Tod ihres Herren sich in menschlicher Rede unterhalten haben sollen, so daß ihr sie belauschender Gebieter, von tötlichem Schrecken ergriffen, hinweggeeilt und bald nachher wirklich gestorben sei. Nicht selten begegnet uns der Glaube, daß Tiere mit Tränen weinen können. Wie edle Rosse über den Tod ihres heldenhaften Reiters in Tränen aus-

Digitized by Google

brechen, so weinen in der deutschen Sage bisweilen Kühe und Gemsen. Noch weiter führt uns der, von der Volkskunde erbrachte Nachweis, daß nur bei wenigen Stämmen die eigentlich totemistischen Ideen gefehlt haben, die dahin gingen, ganze Stämme oder einzelne Individuen von Tieren entspringen zu lassen. Namentlich dasjenige Geschöpf, dem der Mensch viel oder alles verdankt, wie z. B. das Pferd, das Lebenselement des Nomaden, wird von diesem mit kindlicher Liebe verehrt, als leiblicher Stammesvater angesehen, und seine Tötung an ganz bestimmte Zeremonien geknüpft. Der Ekel, den wir noch immer vor dem Pferdefleische empfinden, ist durch die leidenschaftliche Opposition der christlichen Kirche gegen diese Speise erweckt worden, die dem germanischen Christen und dem Bekehrer ein Gräuel war; die Entrüstung der Kirche aber entsprang der heidnischen Sitte, Pferde zu opfern und ihr Fleisch bei dieser, aber auch nur bei dieser Gelegenheit zu verzehren, weshalb man durch den Genuß der den alten Göttern geweihten und nur ihnen zugänglichen Speise sich unzweideutig als Heiden kundgab. Ganz analog waren — und darin liegt ein Beweis für das Alter der totemistischen Vorstellung, daß man das Roß als eigenen Ahn nicht schlachten durfte — die Satzungen des alten Indiens. Sie verbieten im profanen und gebieten im sakralen Gesetz die gleiche Speise. Das, was vom Pferde gilt, kann aber auch von dem Rinde — neben diesem dem wichtigsten lebenden Besitz des Herden haltenden Nomaden — gesagt werden, und solche Beispiele ließen sich vermehren.

Wir sehen zum mindesten, daß bei den indogermanischen Völkern einige Haustiere gehalten, als Väter von Stämmen verehrt und deshalb auf profanem Wege nicht geschlachtet wurden. Klare Beispiele von Totemismus bietet das deutsche Märchen, wenn es tierische oder halbtierische Wesen von Menschen abstammen läßt; die altnordische Sage berichtet ähnliches. Ein Riesenweib, so erzählt sie z. B., wohnt östlich von Midgard in dem Walde, der „Eisenholz" heißt. Es gebiert viele Riesenkinder, alle in Wolfsgestalt, und von ihnen stammen die Wölfe. — Die Zahl solcher Sagen ist einst größer gewesen, wie sie jetzt zu sein scheint, denn eine spätere Zeit hat die Anstößigen unter ihnen entfernt oder harmlos gemacht, indem sie das Tier zum Menschen umschuf. Von besonderem Interesse ist die hierher gehörige Idee, daß der Mensch durch den Genuß tierischer Körperteile oder

Digitized by Google

Produkte überirdische Gaben erlangen könne. Es ist bekannt, daß Fafnirs Herz von Siegfried genossen wird und dieser dadurch die Sprache der Vögel verstehen lernt. Überall liegt die rohe Idee zugrunde, daß viele, namentlich jedoch die als Inkarnationen von menschlichen Seelen gedachten Tiere, übergroße Weisheit und prophetische Kräfte in sich beherbergen, und Kräfte durch den bloßen Genuß des Fleisches dieser Wesen in den Menschen übergehen lassen. So glaubt man z. B. in Tirol noch heute, das Herz eines Maulwurfes verleihe ungeheuere Kraft; reiße man es aber einem Wiesel bei lebendigem Leibe aus und genieße man es, so werde man unsichtbar. Besonders achte man in gleichem Sinne auf die erwähnten Verwandlungssagen. Das Storchmärchen, nach dem dieses Tier während seines Aufenthalts im Süden zum Menschen werde, reicht bis ins Altertum zurück. Im Mittelalter finden sich bei Gervasius von Tilbury Spuren dieses Wahns, und noch die Neuzeit hat ihn uns überliefert. Nicht minder bekannt ist der Glaube, daß die Seelen der Ungeborenen bisweilen die Gestalten von kleinen Tieren, etwa von Fröschen oder Fischen annehmen. Die bedeutsamste Verwandlung, deren der Mensch teilhaftig werden konnte, ist aber die in Vogelgestalt. Die geheimnisvollen Bewohner der Zweige jenes Urwalddickichts, um dessen undurchdringliche Einöde sich magisches Denken spann: — jene Wesen, deren unerwarteter Schrei noch heute das Herz des Wanderers mit Furcht oder banger Ahnung erfüllt, galten als Seelen von Menschen, die vielleicht in eben jenen Walddickichten ihren Tod gefunden hatten. Eine ganze Reihe der hierher gehörigen abergläubischen Formen ist noch unserer Zeit ganz geläufig. Zu den Tieren, die in dem gezogenen Gedankenkreise eine Rolle spielen, gehört zweifellos in erster Linie die Eule. Am Tage kaum jemals sichtbar, in der Nacht unter unheimlichem Rufen in der Finsternis undurchdringlicher Wälder umherschwirrend, mußte sie einer früheren Zeit als Metamorphose des jüngst Verstorbenen erscheinen, der, wie sie, sich im undurchdringlichen Todesdickicht verloren, der seine artikulierte Sprache mit dem matten Laute des Vogelschreis vertauscht und seinen zielbewußten Gang für einen unsteten Flug dahingegeben hatte. Die Meinung, daß die Eule ein verwünschter Mensch sei, ist in Deutschland weit verbreitet und gehört hierher. Nach einem bayerischen Märchen wird die Stiefmutter, die das, in ein singendes Waldvöglein verwandelte Mädchen

Digitized by Google

getötet, zur klagenden Hu-Eule. In Shakespeares Hamlet sagt Ophelia: „Die Eule war eines Bäckers Tochter". Hier liegt die Legende zugrunde, daß die Tochter eines Bäckers, welche dem Heilande ein Brot mißgönnt hatte, zur Strafe für ihre Hartherzigkeit in eine Eule verwandelt wurde. Die Metamorphosen sind also stets als Strafen, d. h. die sie erleidenden Subjekte als kummerbefangene, ihr Todeslos beklagende Wesen vorgestellt. Der Ruf der Eule verheißt überall Unheil, er verkündet den nahen Tod voraus. Nach vogtländischem Glauben gelten alle in diese Spezies gehörigen Tiere, namentlich der Uhu, als Schicksalsvögel. Das mit dem Eulengeschlecht so nahe verwandte Käuzchen ist Träger der gleichen Vorstellungen. Sein schauerlicher Ruf: „Komm mit, komm mit" zeigt baldigen Tod, sei es den eigenen oder den eines Verwandten an. Im ältesten Indien wie im modernen Deutschland kann man diese Meinung wiederfinden. — Zu den populärsten gefiederten Propheten gehört der Kuckuck. Als Seelenräuber gilt er noch heute in dem bekannte Fluche: „Mag ihn der Kuckuck holen." Er bestimmt die Länge des menschlichen Lebens und wird nach dieser befragt. Sein Erscheinen ist demgemäß von böser Vorbedeutung. Setzt er sich auf das Dach des Hauses eines Kranken, so stirbt dieser. Die mittelalterliche Medizin muß Kräuter gekannt haben, sich seiner zu erwehren; sie spricht von einer Wunder wirkenden Pflanze, die, im Vorhof aufgehängt, Gauch und Gespenst vertreibt.

Kaum ein anderer Vogel hat seit den ältesten Zeiten der Geschichte, bei semitischen wie indogermanischen Völkern, ein so hohes Ansehen genossen wie die Taube. Wenn heute der Italien-Reisende die Tauben des Markusplatzes zu Venedig füttert, so ahnt er nicht mehr, daß diese Tiere ihre Pflege der altsemitischen Göttin Ishtar verdanken, in deren Dienste sie standen. Und doch findet sich noch heute in unserem Vaterlande die abergläubische Furcht vor dem anmutigen Geschöpfe. So sagt man z. B., wenn wilde Tauben ein Haus umfliegen, dies bedeute Unglück oder Tod. Nach Aargauer Sagen erscheint die Seele von Verstorbenen als Taube, Rabe und Schmetterling. Wenn man ferner bei uns in Ostpreußen davor warnt, Taubenherzen zu essen, denn dies mache melancholisch, so liegt darin ein uraltes totemistisches Speiseverbot, das es verwehrt, das Herz des in Vogelgestalt gekleideten, eigenen Ahns zu verzehren. — Zu den Trauervögeln hat nach Grimms Vermutung in früherer Zeit namentlich auch

Digitized by Google

die Turteltaube gehört, welche gotisch hraivadubō, d. h. Leichentaube heißt. Der Vogel trauert um den toten Gatten. Viel weniger Wert will ich darauf legen, daß schon in der ältesten Zeit des römisch beeinflußten Deutschlands Taubenbilder auf Kirchhöfen und anderswo als Bilder der befreiten Seele auftreten. Von besonderer Bedeutung aber ist, wie die Erscheinung des weißen Tieres überhaupt, so das Auftreten der schneefarbigen Taube im speziellen. Durch die Mystik des Mittelalters hindurch bis zu dem heutigen Spiritismus geht die Doktrin von der Manifestation der Seelen in Gestalt weißer Tauben. So lehrt es der deutsche Aberglaube, so sagen es unzählige Märchen. Nach der Tiroler Überlieferung dient ein Schneehuhn oder eine ganz weiße Taube dazu, ein Vierklee zu bringen, das als Springwurzel das geheime Reich der Hulda öffnet. Dieses ist die Heimstätte der ungeborenen und der toten Wesen. Im Dienste der altgermanischen Todesgöttin steht das reine Wesen auch in dieser Sage. — Das schneeweiße Tier galt seines, die Farbe des Lichtes wiedergebenden, Äußeren wegen überhaupt als heilig und seine Opferung war von besonderer sakraler Bedeutung. Wir heben unter den Säugetieren dieser Art den Schimmel, unter den Vögeln den weißen Hahn hervor. Wenn der letztere überhaupt schon als Erwecker des Tages, Wächter am Tor der Frau Holle, Zerstreuer von Nachtdämonen und Spender von Fruchtbarkeit ein hohes Ansehen genoß, so war der Albino jener Spezies besonders hoch verehrt. Bei den Slaven wurde er zu Opferzwecken benutzt. Bis nach Böhmen und Mähren hinein ist der Glaube nachweisbar, daß er, wenn man ihn in einem Gehöfte ernährt, vor Blitzschlag schützt. — Seit dem graueſten Altertum ist die Meinung verbreitet, daß der Vogelflug Glück oder Unglück prophezeie, je nachdem der erste, dem Menschen begegnende Vogel rechts oder links, hoch oder tief fliege, ein Glücks- oder Unglückstier sei. So stand der Vogel über dem Menschen; der faustische Drang, sich gleich diesem in die Luft zu erheben, ist seit des Dädalus Zeiten dem Menschen eigentümlich geblieben. Von der Ära der urältesten Mythen bis zur Gegenwart reichen die Versuche, durch Nachahmung des Vogelkleides sich in die Lüfte zu erheben. Manchen Riesen der deutschen Sage, doch auch Göttern, wie Wodan, und Göttinnen, wie Freyja, wird das Falkengewand oder die Fähigkeit, sich in einen Adler zu verwandeln, von der Sage zuerteilt.

Digitized by Google

Der Adlerriese Hraesvelgr gilt als der Verursacher von Sturm. Von seinen Flügeln gehen die Winde über alle Menschen aus — ein Beispiel plumper, gelehrter Theriomorphisierung. Der Riese Thjazi ist bald menschenähnlich, bald in Adlerhaut gekleidet. Diese Beispiele ließen sich leicht vermehren.

In der Entwickelung des Tierkultus lassen sich zwei Perioden voneinander scheiden, die zugleich zwei Hauptphasen in der gesamten Religionsentwickelung darstellen. In deren ersterer verehrt der Mensch die Pflanze, das Tier, als solche; diese Gegenstände sind ihm Fetische, an die er sein Wohl und Wehe gekettet glaubt. In der letzteren unterstellt er die ganze sichtbare Natur einer Anzahl menschenähnlich gedachter Gottheiten. Die Dinge der sichtbaren Welt verlieren dadurch zunächst nichts an ihrer Wichtigkeit, sie werden aber zum Sprachrohr der Gottheit umgestempelt. Diese Entwickelungsepochen zeigen sich in der germanischen Religionsgeschichte, wenn in ihr das Pferd, das Rind, in tausenden von abergläubischen Formen selbständige Verehrung genoß, und wenn wir andererseits wiederum hören, daß man Tempelrosse im Dienste bestimmter Götter hielt, die nicht die Last eines Menschen fühlen durften, jedoch dazu bestimmt waren, die Zukunft vorausahnen zu lassen.

Kaum einen der wichtigeren Körperteile des Pferdes gibt es, dem man nicht ein Omen, eine Vorbedeutung, entnahm. Auf das Ohr des lebenden Pferdes hat sich die Aufmerksamkeit des naiven Menschen von jeher gerichtet. Das beständige Spiel der Ohren ließ den Beobachter vermuten, das Tier nehme geheimnisvolle Dinge wahr. Deshalb herrscht der Glaube, das Schauen durch die Ohren des Rosses mache geistersichtig. Bereits das nordische Altertum kennt die entsprechenden Vorstellungen. Auf Arwakrs Ohr stehen Kraft verleihende Runen. Unter Umständen ist die Richtung, nach der das Roß seine Ohren spitzt, wichtig. Umgekehrt herrscht in Oldenburg der Glaube, daß, wenn Pferde bei Annäherung eines Wagens mit dem Ohre klappen, daß Gefährt bald ein Hochzeitswagen werden wird. Ganz besonders naiv ist die Meinung, das Roß, dessen Schädel ja um so vieles größer als der Kopf des Menschen ist, müsse auch alle Dinge entsprechend größer sehen können. In einer isländischen Sage beobachtet ein Reisender, der bei Nacht munter bleibt, wie aus dem Munde seines Gefährten ein blauer Dunst aufsteigt, sich langsam nach der Öffnung des Zeltes bewegt und

Digitized by Google

ins Freie dringt. Er folgt ihm, sieht ihn davonziehen, durch einen Pferdeschädel kriechen, an einem ganz kleinen Bächlein auf- und abirren, hilft ihm über das Wasser, indem er ihm einen Peitschenstiel über den Graben legt und folgt ihm bis zu einer kleinen Bodenerhöhung, worein die Seele kriecht, um nach einer Weile denselben Weg zurückzunehmen und in den Leib hineinzuwandern. — Diese Erzählung wird erklärlich, wenn wir uns des Glaubens an die räumliche Wanderung der Seele erinnern, die nach germanischer Anschauung über ein Wasser hinwegsetzen muß, andererseits aber wiederum so häufig in Höhlen oder Bergen einen Ruhepunkt findet. In der hochbedeutsamen Sage erkennen wir das Moment der Seelenfahrt mit allen ihren typischen Einzelheiten, der Dampf-(Atem-)form der Seele, dem Überschreiten des Totenwassers auf schmalem Pfade (Peitschenstiel), dem Verweilen in den die Alflöcher (Geisterwohnungen) tragenden Bergen, der endlichen Rückkehr auf dem durch den Hinweg vorgeschriebenen[1]) Pfade wieder. Der Pferdekopf, durch den die Seele kriecht, ist auch hier das Vergrößerungsmittel, das den unscheinbaren Phantasmen der Traumvorstellungen die furchtbare Größe der Realität verleiht. — In den beiden gewählten Beispielen ist die Verehrung des Pferdes von dem Glauben an irgend eine Gottheit unabhängig. Anders haben wir es zu verstehen, wenn das Schütteln und Wälzen dieses Tieres mißtrauisch beobachtet wurde. Man nimmt dann an, daß ein böser Geist, ein Krankheitsdämon, ihm aufhocke, weshalb man nicht gern die Stellen, an denen ein Pferd sich gewälzt hat, betritt. Ein solcher Glaube ist auch rechtsgeschichtlich interessant, denn die Meinung, daß das Pferd im eigentlichsten Sinne des Wortes besessen sei, machte es zum unveräußerlichen Eigentume der Gottheit, deren Dienste es unterstellt wurde, und verhinderte seinen Verkauf. Wie alt solche Gedanken sind, geht aus einem Bericht des ausgehenden zwölften Jahrhunderts hervor. Danach wurde über die Opferung des Cistercienser-Mönches Dietrich von den heidnischen Liven die Lanze gelegt, um zu erkunden, ob das Pferd nach dem Willen der Götter den Lebens- oder Todesfuß vorausstelle. Als nun das Tier den Lebensfuß vorausstellte, versicherte der Priester, der Gott der Christen sitze unsichtbar auf dem Rücken des Pferdes und verursache dies.

[1]) Die Seelen kehren immer auf demselben Wege zum Körper zurück, auf dem sie ihn verlassen.

Digitized by Google

Deshalb müsse der Rücken des Pferdes abgewischt werden. Erst als man solches getan und das Roß den Lebensfuß dennoch vorgestellt hatte, gab man sich zufrieden. — Zu den hervorragendsten Eigentümlichkeiten des Pferdes gehört dessen Ortssinn. In den für den Menschen unzugänglichen Wäldern, die ehemals einen großen Teil Deutschlands bedeckten, war das wild umherschweifende Roß der sicherste Führer. Seine Fährte führte zu frischen Weideplätzen, fließenden Brunnen inmitten der wasserarmen Wildnis. Dort, wo das Tier, von einem glücklichen Instinkte getrieben, verweilte, konnte auch der Mensch sich niederlassen; sein Vieh fand Nahrung, er selbst die wichtigsten Lebensbedingungen vor. Wie hätte der göttliche Instinkt des herrlichen Wesens nicht gepriesen werden sollen? Noch viele Jahrhunderte seit dem Auftreten christlicher Ideen haben die alte Meinung nicht zu zerstören, die günstige Beanlagung des Rosses zur Gründung menschlicher Wohnstätten nicht vergessen werden zu lassen vermocht. Deshalb hat man bis in späte Zeit hinein diejenigen Plätze, an denen das frei umherschweifende Roß sich niederlegte, zur Gründung von Kirchen benutzt. Bisweilen wurde dem Tiere ein Heiligenbild auf den Rücken gebunden. Zahlreich sind die, auch in unserem Ostpreußen vorhandenen, Kirchen, die am Altar oder am Eingang ein Hufeisen als Gelübdegabe zeigen. Andere Gotteshäuser tragen einen Pferdekopf an der Turmspitze. Spätere Zeiten haben sich diese Sitte zu erklären gesucht, indem sie Sagen von einem Pferde erfanden, welches zum Erstaunen aller die Treppen zum Glockenstuhle emporgestiegen sei. In der Gegend von Köln leben derartige Erzählungen übrigens noch heute. Dort wird z. B. das Haus des Rüdmodis von Aducht gezeigt, der in dem Augenblicke, als ihm von der Rückkehr seiner vermeintlich beerdigten Frau berichtet wurde, in die Worte ausgebrochen sein soll: „Das ist ebenso unmöglich, als wenn meine beiden Pferde die Treppen herauflaufen sollten.“ Kaum war dieses gesagt, da erstiegen die beiden Wagenpferde die steilen Treppen und steckten die Köpfe zum Giebelfenster heraus. — Diese Verwendung von wirklichen oder nachgebildeten Tierhäuptern an der Spitze von Gebäuden, dem Dachfirst von Wohnungshäusern und Ställen ist für uns zugleich der stumme Zeuge der für das soziale und sakrale Leben von gleicher Wichtigkeit gewordenen Sitte des Pferdeopfers, dessen wir alsbald zu gedenken haben werden.

Digitized by Google

IX. Das Opfer.

Das Opfer steht im Mittelpunkte des ganzen sakralen Lebens der alten Zeit. Es ist der mächtigste Ausdruck des religiösen Instinktes der Menschheit, der sichtbarste Zeuge eines metaphysischen Bandes zwischen Diesseits und Jenseits, das festeste Bindemittel zwischen Himmel und Erde, Gottheit und Menschen. In *ihm* weihte der Gläubige seine Person und seinen Besitz dem höheren Wesen seiner Verehrung, erst *seine* Vollziehung machte das menschliche Haus zum Tempel, zum Tabu des Gottes. Daraus erklärt sich die enorme Häufigkeit und Wichtigkeit der sog. Bauopfer, die wohl niemals ausgeblieben sind, wenn es galt, ein wichtiges Gebäude, das Haus eines Reichen und Mächtigen einzuweihen. Bis über den Ausgang des Mittelalters hinaus hat der, mit erstaunlicher Zähigkeit festgehaltene, Brauch bestanden, namentlich *unschuldige Kinder* in die Grundwälle von Burgen einzumauern; vorzugsweise geschah aber auch das Gleiche bei dem Bau von Brücken. Bis um die Mitte des 19. Jahrhunderts verlangte das Volk bei einzelnen Gelegenheiten dieser Art das grausame Opfer. Als charakteristische Eigentümlichkeit des Bauopfers ist es hervorzuheben, daß man das dem Tode geweihte Wesen *lebendig* begrub oder einmauerte. In Bulgarien soll dies noch heute geschehen. Der Nomokanon § 204 f. sagt: „Diejenigen, welche Häuser erbauen, pflegen zuerst als Grundstein menschliche Leiber zu legen; wer aber einen Menschen als Grundstein legt, soll zur Strafe usw. — Lege du vielmehr als Grundstein einen Widder oder Stier oder Bock." Dieser Brauch ist ganz universell. Nachweislich sind alte syrische Städte durch Menschenopfer gefestigt, und noch im Ausgange des 18. Jahrhunderts ostasiatische Pagoden durch Einmauern des Ersten, der gerade vorüberging, geweiht worden.

Schon *Herodot* berichtet, daß die Taurier die Köpfe ihrer erlegten Feinde auf Stangen durch das Rauchloch ihrer Hütten

Digitized by Google

emporsteckten. Sie behaupten nämlich, das wären die Mächte, die über dem ganzen Hause in der Luft schwebten. Ähnlich wird eine in Hinterindien geübte Zeremonie begründet.[1])

Schwer ist es, die dem grausamen Kultus zugrunde liegenden Motive in ihrer ganzen Tiefe zu erkennen. Daß man die Häupter der getöteten Wesen auf Stangen oder Dachgiebeln aufpflanzte, wurde erwähnt. Wenn wir darin in erster Linie die Furcht des Menschen vor der Gottheit und seinen Versuch, sie sich geneigt zu machen, sahen, so geschah es im Einklange mit dem Volksglauben der älteren Tage, der in den emporragenden Pferdehäuptern Schutz gegen Blitz- und Feuerschaden, Ungeziefer und Krankheiten suchte. Sicherlich aber hat das Bauopfer auch für des Einzelnen Leib und Leben apotropäische Bedeutung. — Ein populär gewordener Reim sagt: „Springst du ... freudig in ein neu gebautes Haus, denke: aus demselben Hause tragen sie dich einst heraus!" Was lag in jener patriarchalischen Zeit, die mit den Mauern des eignen Heims ein gutes Stück des eignen Selbstes zu verlieren fürchtete, näher, als beim Einzug in das fremde Haus zu meinen: „Nicht lange dauerts, und der Tod holt dich von hier für immer hinweg!" — Zudem dürfen wir nicht vergessen, daß das Haus zugleich Begräbnisstätte war. Der Boden, auf dem es errichtet wurde, rief dem Lebenden ein beständiges Memento mori! zu. Die Einmauerung von Tieren oder Menschen hatte zweifellos umgekehrt auch den Zweck, das noch ganz roh gefaßte seelische Fluidum des Geopferten zur Fundierung des Baues zu verwerten. Diesem Gefühle des dem Menschen drohenden, nahen Todeslosses gibt eine, mindestens in ganz Deutschland und in slavischen Gegenden bekannte, sprichwörtliche Wendung Ausdruck, die besagt: wer zuerst in ein neues Haus hineintritt, der muß sterben. — Eine solche Meinung ist natürlich ganz wesentlich auch durch das bloße Faktum des tausendjährigen Bestehens der Bauopfer großgezogen worden, weil sich dadurch das Gefühl herausgebildet hatte: der Neubau

[1]) S. Lippert, der Seelenkult usw., Leipzig 1881, S. 27; — derſ., Christentum, Volksglaube und Volksbrauch, Berlin 1882, S. 457 erwähnt, wie der König von Siam für ein neu zu erbauendes Haus drei Männer ergreifen hieß, ihnen befahl, ihres neuen Hüteramtes treu zu wachen, und sie dann enthaupten und im Grunde des Tores einmauern ließ. Vorher wurde ihnen, um ihre Seelen zu versöhnen, ein glänzendes Mahl bereitet.

Digitized by Google

verlange sein Opfer und ergreife es, wo immer er es bekäme. — Vielfach haben Sage und Märchen das alte Motiv verwertet und ausgestaltet. Es wird z. B. erzählt, daß der Teufel, wenn er ein Gebäude gebaut hat, die Seele desjenigen fordert, der es zuerst betritt; oder daß er das erste lebendige Wesen zu ergreifen droht, das über eine neu hergestellte Brücke schreiten will. Oft wird der Böse betrogen: statt des Menschen wird dessen Schatten (oder eine Ziege) auf den Neubau gebracht. Wie ein wildes Tier stürzt sich der Teufel darüber her und ist daran schuld, daß der Überlister von Zeit an ohne Schatten herumlaufen muß. — Schon längst muß der Unhold, dem im Verlaufe der christlichen Ära als Stellvertreter eines heidnischen Gottes blutige Opfer dargebracht wurden, mit einem Tiere statt des Menschen vorlieb nehmen. Als unmittelbarer Stellvertreter des letzteren galt dessen edelster und kostbarster Besitz: das Pferd, das zu Zeiten wiederum durch den Esel oder Maulesel ersetzt wurde. Als eines der klarsten Beispiele von Opfern in überraschend später Zeit, und als ein Bauopfer mit typischem Ritus sei folgende historische Tatsache berichtet: i. J. 1464 n. Chr. belagerte König Ferdinand von Neapel die Stadt Suessa; der Ort litt, da es schon lange nicht geregnet hatte, an Wassermangel. Da warfen einige Bürger ein Kruzifix unter scheußlichen Lästerungen ins Meer; Geistliche führten einen Esel vor die Tür der Kirche, stießen ihm eine Hostie ins Maul und begruben ihn lebendig vor der Kirche. Daraufhin soll denn auch in der Tat ein gewaltiges Ungewitter ausgebrochen sein. — Hier ist der Esel ein klares Substitut für das Pferd; dieses wird, unter ostentativer Abwendung von dem Christengotte, nach alter Sitte lebendig einer heidnischen Kapelle geweiht. Auch die Beobachtung, daß man Pferde statt Menschen, und Esel statt Pferden zu Opfergegenständen machte, ist wichtig, denn sie lehrt uns das Bestreben kennen, im Opfer ein Tauschgeschäft — und zwar natürlicherweise ein zugunsten des den Ritus Vollziehenden ausfallendes Tauschgeschäft — abzuschließen. Der, unter dem Einfluß alten Aberglaubens stehende, Mann fühlt sich beim Einzuge in ein neues Haus, beim Betreten einer neuen Brücke an Leib und Leben bedroht, da der Neubau sein Opfer fordere; deshalb opfert er, um statt seiner einen anderen Menschen dem Verhängnisse zu weihen, einen unglücklichen Mitbruder hin; den letzteren tauscht er später wiederum gegen ein Pferd,

Digitized by Google

und dieses gegen einen Esel ein. — Damit ist die Reihe der in Frage kommenden Tiere übrigens keineswegs erschöpft. In Schottland warfen die neuen Mieter, um alles möglicherweise zurückgelassene Unglück abzuwenden, ehe irgend jemand von ihnen in das Haus kam, eine Katze in dieses hinein, welche, wenn jenes wirklich der Fall war, nicht lange nachher erkrankte und starb. Auch in Ostpreußen erwählt oder erwählte man als das erste lebendige Wesen, das ein neues Haus betritt, einen Hund oder eine Katze, denn man sagt: „der Tod lauert auf seine Beute". Der Hund wird ferner als Bauopfer für Ställe benutzt: um die Pferde das ganze Jahr hindurch gesund zu erhalten, gräbt man einen jungen, noch blinden Hund lebendig unter der Krippe ein. Auch bei einem Viehsterben muß man Hunde lebendig begraben. Dieser Zug lehrt recht deutlich, wie man der (sich übrigens häufig wiederfindenden) Meinung war, das lebende Wesen nehme durch seinen Tod die Krankheit der Überlebenden, die als ein grob materielles Kontagium aufgefaßt wird, in die Erde mit hinein. So verstehen wir eine weitere Grundidee des Opfers zu würdigen: ein lebenskräftiges Wesen wird vernichtet, um zahllose bedrohte Existenzen zu retten. Dieser Grundzug der sakralen Handlung ist semitisch, wie er indogermanisch ist, denn seine Voraussetzungen, die Theorie von dem im Opfer vollzogenen Tauschhandel, von der Übertragbarkeit eines roh stofflich gedachten Unheilerregers auf lebende Körper, von deren sakraler Vollwertigkeit in einem bestimmten Lebensalter und der Vernichtbarkeit des Verderben spendenden Elements durch Begraben, Aussetzung u. a. m. sind bei Semiten wie Ariern vorhanden. Es ist uns hier unmöglich, das Gegebene weiter zu verfolgen. Es wenigstens anzudeuten, konnten wir nicht unterlassen, denn die Gemeinschaftlichkeit, die zwischen den beiden großen Völkergruppen in diesem Punkte bestand, gibt uns das Verständnis dafür, daß die Lehre von dem Erlösertode Christi bei unseren heidnischen Vorfahren in einer, wenn auch vielleicht sehr späten, und der gewaltsamen Bekehrung lange nachhinkenden Zeit begriffen und gewürdigt werden konnte.

Von der Häufigkeit und kultischen Wichtigkeit des Opfers kann man sich schwerlich die entsprechende Vorstellung machen. Eine unerhörte Grausamkeit zeigt sich uns in der Meinung verborgen, daß jeder größere Strom Deutschlands, ja jedes tiefere Wasser, alljährlich, oder alle 7 Jahre, sein Opfer fordere. Die bekleideten und geschmückten Menschen, die man zur Frühjahrszeit als

Digitized by Google

„Pfingstbutze“ in den Fluß warf, sind alte Opferwesen, die im Frühling die überquellenden Fluten besänftigen sollten. Die Slaven opfern noch heute den Quellen Hühner und Tauben. Auch die spielende Verkleidung der alten Opfermenschen, die Verhüllung der „Pfingstlümmel“ in Reisig und Laub, ist wesentlich. Man hat darin mit einem gewissen Recht eine Nachahmung von Vegetationsdämonen d. h. von Gottheiten, denen diese Figuren als Opfer dargebracht werden sollten, gesehen. Wir wissen aus den ältesten Berichten der Römer, daß unsere Vorfahren den Quellen Menschenopfer zuteil werden ließen und die Leichen der Gottgeweihten dem Wasser anheim gaben, gleich als ob sie der Gottheit dadurch leibhaftig überantwortet werden sollten. Die Flußopfer gehören zu den ältesten Zeugen germanischen Religionsgebrauchs. Die hervorgehobene Umhüllung der dem Tode Geweihten ist indes nur als weitverbreitete kultische Gewohnheit zu verstehen und hat den Zweck, das Opfer und die Opfergottheit zu identifizieren; man will den Himmlischen eben geben, was den Himmlischen gebührt. Tausendfach gibt der Veda dieses Bestreben zu erkennen. Die Ähnlichkeit zwischen dem Gotte und dem geheiligten Opferwesen wird im altindischen Ritus durch irgend eine, den sakralen Vorschriften entsprechende Manipulation erreicht, so daß der Ritualtext nach beendigter Beschreibung der Opferzeremonie in formelhafter Wendung zu sagen pflegt: in seiner eignen, ihm zukommenden Gestalt verherrlicht er (der Opferveranstalter) es (das Opfertier) dadurch (d. h. durch diese eben genannte Zeremonie). [1])

Der Mehrzahl nach wurden die lebenden Wesen hingeschlachtet, ohne daß man sich gefragt hätte, welches Schicksal ihnen nach ihrem Tode zukäme. Ursprünglich begnügte man sich sicherlich damit, sie lediglich zu vernichten. Erst später verheißt man ihnen einen Platz in der Götterwelt. Ganz unzweifelhaft aber ist es auch, daß man im Menschen- wie im Tieropfer dem grausamen Gotte eine Speise bieten wollte. Nur die erstaunlich

[1]) Beim antiken Opfer wird das Haupt des Opfertiers umhüllt, und von dem Opferer der pileus (die Opfermütze), bestehend ex pelle hostiae, angewendet. Diese Tatsache erklärt Diels, Sibyllinische Blätter S. 70 so: „Indem der Sünder mit dem Fell bekleidet erscheint, tritt er an die Stelle des Opfers und eignet sich die Versöhnung an, die das stellvertretende Tier durch seinen Tod bei der Gottheit bewirkt.“ Diels trifft sachlich das Richtige, obwohl auch er moderne Ideen in die alten Kultushandlungen hineinträgt.

Digitized by Google

weit, ja über den ganzen Erdball verbreitete Sitte des Kannibalismus macht diese Tatsache verständlich. Man war gezwungen, den Hunger nach Menschenfleisch, wie ihn die Riesen und Zwerge, aber auch Sonne und Mond in der deutschen Sage zeigen, den Göttern als Attribut zuzugestehen und durch blutige Speise das grausame Gelüst dieser Naturwesen zu befriedigen. Das Opfer war ein Mahl; der hingeschlachtete Mensch sollte der Braten des Gottes sein. Diese Idee, vielleicht die roheste und älteste des ganzen Kultus, ist bei den Germanen schwer, bei semitischen Völkern leicht nachweisbar. Bei unseren Vorfahren hat stets, wie es scheint, die Absicht, das Opferwesen einzutauschen und alsdann zu vernichten, vorgewogen. Daher die Vollziehung des grausamen Ritus in der Zeit der Kriegsgefahr, Pest und Wassers- oder Hungersnot.[1]) Etwas großartig Konsequentes, unserer Bewunderung Wertes liegt sicherlich in der Rücksichtslosigkeit, mit der man das Kind von der Mutter, den Mann von der Frau losriß, um durch ihren Tod das Ganze des Stammes zu erhalten. Wie der gesamte heidnische Gottesdienst im Opfer nicht nur seine Krone fand, sondern geradezu aus ihm bestand, so daß das Gebet eine bloße Begleiterscheinung desselben war, so schätzte man das Menschenopfer als die höchste kultische Handlung, den magischen Ausdruck der Gemeinschaft des Menschen mit der Gottheit. — Wie eigenartig berührt es uns, wenn der vedische Inder den Opfermenschen einfach „Vieh“ nennt, weil er eben im späteren Opfer nur dieses zu schlachten gewohnt ist, oder wenn der wilde Stamm der Baronga jedes Opfertier, sei es nun ein Huhn oder eine Ziege, aus dem gleichen Grunde schlechtweg als „Ochsen“ bezeichnet. Den viehzuchttreibenden Völkern war das Rind, bisweilen das Pferd, eben Münzeinheit. Mit diesen Tieren kaufte man sich von der Gottheit los, wie man mit ihnen selbst die schwere Schuld des Mordes sühnen konnte. Eine solche Grundidee des ganzen Ritus macht allein die überaus wichtige Tatsache verständlich, daß man bei allen antiken Völkern nur diejenigen Tiere opferte, die einen Tauschwert hatten; ferner, daß das Opfer als um so größer und kostbarer galt, je wertvoller das dabei hingeschlachtete Tier war, und daß die Tötung von verkrüppelten oder jungen, auch weiblichen Wesen nicht als voll-

[1]) So auch bei den Griechen: Stengel, die griechischen Kultusaltertümer, München 1890, S. 88f.

Digitized by Google

wertig angesehen wurde. Daher wurden weiße Rosse, oder gar Schimmel mit schwarzen Ohren, höher geschätzt als scheckige Pferde; ja, in einer späteren Aera veranstaltete man in Indien jahrzehntelang auf das, einen so außerordentlichen Kaufwert repräsentierende, schneeweiße, aber durch schwarze Ohren hervorstechende Roß eine förmliche Jagd. — Wir sehen, daß es der früheren Zeit mit ihrem Streben, sich mit der Gottheit oder richtiger mit dem Schicksal — denn die bloße blinde Furcht vor irgend einem Unheil konnte ja genügen, ein Opfer zu erheischen — ins Einvernehmen zu setzen, heiliger Ernst war. Der Modus der Vollziehung des Ritus war aber je nach dem Zwecke, den das Opfer verfolgte, natürlich ein verschiedener.

Unsere Betrachtung lehrte, daß die bloße Furcht vor einer Gefahr den Einzelnen dazu treiben konnte, ein anderes Wesen zum Zwecke der eigenen Rettung in sakraler Form zu töten. Dem Jäger „Tod" sollte seine Beute im voraus in das Netz getrieben werden, um künftigem Unheil zu wehren. Deshalb wurde in Ostpreußen einem Verstorbenen, der als Nachzehrer die Pest verursacht zu haben beschuldigt wurde, ein lebendiger Hund ins Grab mitgegeben. Das Tier sollte die Seuche in die Vernichtung entführen. In vielen Fällen werden noch heute zu dem gleichen Zwecke kleine, lebende Tiere in die Hand genommen und langsam totgedrückt. Namentlich gilt dies z. B. von dem Maulwurf und der Fledermaus. Im Altertum war der Brauch, einen Menschen durch lebendiges Begraben zu opfern, in seiner vollen Härte vorhanden.[1]) Dem gegebenen Prinzip, das Opferwesen als solches lediglich zu vernichten, entsprechen die altindischen, der Nirṛti (Vernichtung) geweihten Opfer. Bei diesem ganzen Komplex von sakralen Handlungen gelten als allgemeinste Kennzeichen: neben der freien Auswahl der Opferwesen (sogar Wolf und Hund sind als Leichenräuber gestattet) die Vorliebe für Tiere mit schwarzem Fell (Rappe, schwarzer Widder), die

[1]) Bei den Menschenopfern der Perser war es Sitte, die zum Opfer Bestimmten lebendig zu begraben: Lassaulx, die Sühnopfer der Griechen und Römer (Studien des klassischen Altertums). Regensburg 1854. S 252; s. Herodot 7, 114; ebenso opferten die Dumatier in Arabien jährlich einen Knaben, den sie dann unter dem Altar begruben: Lassaulx a. a. O; Porphyrius, de abstinentia II 56. — Es ist auch hier zu betonen, daß die animistische Idee, die Seele des Geopferten weihe und läutere die Opferstätte, überall mit hineinspielt.

Digitized by Google

nächtliche Zeit ihrer Vollziehung und ihre Darbringung durch ein einzelnes Individuum. Es handelt sich bei ihnen eben ursprünglich um einen mimischen Akt der Verdammung.

In schneidendem Gegensatze zu dieser Gruppe sakraler Handlungen stehen Opferveranstaltungen der früher (S. 100 f.) erwähnten Art. Sie setzen einen Staatsverband und vom Staate verehrte Gottheiten voraus. Sie schaffen die Grundlagen eines Rechts an dem bis dahin herrenlosen Boden; sie werden, weil sie Staatsinteressen dienen, von der Gemeinschaft der Stammesgenossen vollzogen. Das bei ihnen geschlachtete Opfertier muß einen sozialen Wert haben und zu den Stammesgottheiten in bestimmten Beziehungen stehen, so daß sich ein weitgehender Parallelismus zwischen dem Opfertiere und dem Opferveranstalter einerseits, und zwischen der Opfergottheit und dem Opfertiere andererseits ergibt. Die umwälzende Idee von der Beteiligung der staatlichen Gemeinschaft an dem Opfer, die sich in der Vollziehung des gesamten Ritus durch diese Gemeinschaft kundgibt, verleiht der Veranstaltung allmählich eine staunenswerte Größe und Kompliziertheit. Dietmar von Merseburg berichtet uns von einem großen Opfer auf Seeland, das alle neun Jahre im Januar nach der Zeit der Zwölften dargebracht wurde, und bei dem 99 Menschen und ebensoviel Pferde samt Hunden und Hühnern fielen. Eine andere Veranstaltung fand in Upsala alle neun Jahre statt. Bei ihr wurden neun Häupter von jeder Tiergattung dargebracht. — Natürlich werden auch die Opferzeremonien immer umständlicher, wobei sich das deutliche Bestreben zeigt, einem jeden der Stammesmitglieder Teilnehmerschaft an der heiligen Handlung, sei es in aktivem oder passivem Sinne, zu gewähren. Deshalb ist es kein Zufall, daß die nordgermanische Opfergemeinschaft, nicht anders als die semitische, mit dem Blute des getöteten Tieres besprengt wurde. War doch ursprünglich ein solches Opfer nichts anderes als das gemeinschaftliche Mahl eines ganzen Stammes, wobei sich durch den Genuß des frischen Fleisches die Verbrüderung der Menschen untereinander und mit der Gottheit vollzog. Ein Nachklang davon ist die rituelle Forderung des alten Griechenlands, daß Alle, die an dem Opfer teilhaben wollten, das Opfertier und die Opferschüssel berühren mußten.

Die Prägung des Opfers zu einer Staatsaktion mußte eine höhere Wertung und strengere Auswahl des totgeweihten

Digitized by Google

Wesens zur Folge haben. Der Mensch, den man für ausreichend hielt, das Leben eines Einzelnen zu retten, konnte nicht ohne weiteres genügen, einen ganzen Stamm vom Verderben loszukaufen. Die Hingabe eines beliebigen Mitgliedes des Staatsverbandes reicht deshalb jetzt nicht mehr aus. Wohl aber konnte der König des alten patriarchalisch-despotischen Regimes nunmehr an die Stelle des Einzelnen treten. Er war der Vater aller seiner Landeskinder, sie seine Leibeigenen; er war als Monarch, als Heerführer, als Priester, als Herr des gesamten Bodens der verkörperte Inbegriff der Stammesgemeinschaft. Er verkehrte vertrauter als die übrigen Sterblichen mit den Göttern; von ihnen leitete er sein Geschlecht ab, empfing er Orakel. Als oberster Schamane beschwor er Sonnenschein und Regen, und war deshalb für das Wetter verantwortlich. Er, nur er, mußte es sein, der als leibhaftiger Vertreter des ganzen Stammes zu den Göttern gehen konnte. Auch vor diesem Äußersten schauderte das Altertum in großartiger Folgerichtigkeit nicht zurück: wir wissen, daß nordgermanische Fürsten als Opfer ihrer Stämme geblutet haben, um ihrem Lande die durch Mißernten verloren gegangene Nahrungsfülle wiederzugeben. — Ein Nachklang dieser echtesten und reinsten Form des Stammesopfers hat sich im alten Rom eine lange Zeit hindurch erhalten. Dort wurde bei den kapitolinischen Festen ein, mit Purpurgewand und goldener Kapsel (bulla) bekleideter, alter Krüppel versteigert. Der König mußte hier im Bilde des Krüppels sich öffentlich der Menge darbieten.[1]) Dem germanischen Norden konnte selbst in einer Zeit oder bei einer Gelegenheit, die das Selbstopfer des Herrschers ausschloß, ein Fremdling, Sklave oder Kriegsgefangener als Opferwesen nicht genügen. Es wurde vielmehr die Weihung eines vollbürtigen, angesehenen Stammesgenossen, der sich der Zeremonie unterwerfen mußte, verlangt (Kauffmann). Eine Opferdarbringung in dieser reinsten und erhabensten Form ist keineswegs auf die höchstkultivierten Völker beschränkt.[2]) Wir

[1]) Auf die außerordentliche Ähnlichkeit zwischen diesem Brauche und der Verhöhnung Christi nach dem Bericht des Evangelisten brauche ich nicht hinzuweisen. Zweifellos ist die Absicht der heiligen Bücher dahin gegangen, durch die Schilderung von dem gekrönten, und mit dem Purpurmantel versehenen Christus denselben als das echte und von Gott gewollte Stammesopfer zur Erlösung der Welt hinzustellen.

[2]) Schurtz, Urgeschichte der Kultur, Leipzig 1900, S. 584 macht auf 2. Kön. 3 aufmerksam. Ein von den Israeliten belagerter moabitischer

Digitized by Google

dürfen das Menschenopfer überall dort erwarten, wo geschlossene Stämme ihre blutdürstigen und nach Menschenfleisch lüsternen Götter befriedigen wollten, oder wo eine unbestimmte Furcht vor irgend einer Gefahr zum letzten Mittel zu greifen sich genötigt sah.

Frühe wurde der blutige Dienst von einem weniger rohen, aber auch weniger erhabenen Kultus verdrängt. An Stelle des Menschen wählte man bisweilen das Tier, weit öfter aber noch das bloße, plastisch dargestellte oder gemalte Abbild desjenigen, den man dem Tode weihen wollte. Die in den christlichen Ritus übergegangene Sitte, zur Heilung kranker Glieder deren Wachsmodelle den Muttergottesbildern zum Weihgeschenke zu machen, ferner Holz- oder Tonnachbildungen von verseuchtem Vieh in die Kirche zu tragen, um sie vom Priester segnen zu lassen, oder sie dem Heiligtume zu stiften: — alle derartigen Bräuche gehen auf das doppelte Tauschgeschäft zurück, das man zu vollziehen suchte, indem man von der Gottheit ein erkranktes Stück Vieh für ein gesundes, und statt des ersteren wiederum dessen Nachbildung hingeben wollte. In dem Bilde eines lebenden Wesens sah man eben weit mehr als das Bild: man sah in ihm den Fetisch, den Doppelgänger des Wesens, den es darstellen sollte. Kein Bild ohne Seele! So war die tönerne Kuh, das Weihgeschenk des bedrängten Bauern, ein vollgültiger Ersatz für das Tier, das, aus Fleisch und Blut gebildet, in seinem Stalle stand.

Wir haben damit eine Tatsache berührt, die für das Verständnis eines im folgenden zu besprechenden religionsgeschicht-

---

Fürst opfert dort seinen ältesten Sohn im Angesicht seiner Bedränger. — Einer Zeitungsnachricht zu Folge hat bei San Bernardina (Kalifornien) der Medizinmann des Indianerstammes der Piute sich vom Häuptling des Stammes in feierlicher Weise töten lassen, weil er eine Seuche, die den Stamm heimsuchte, nicht verhindern konnte. Danach beging der Häuptling Selbstmord als Sühnopfer für den ganzen Stamm. — Ebenso wurde neuerdings aus Indien berichtet, daß in einer, von der Pest besonders hart heimgesuchten, Gegend eine Frau sich dazu verstanden hätte, sich lebendig begraben zu lassen. — Hier liegt die Idee der Vernichtung des geweihten Wesens vor (s. oben S. 101 f.), und doch handelt es sich um ein Stammesopfer. Eine derartige Beobachtung wirft unsere Theorie nicht um. Die, ihrem Wesen nach in den engsten Kreis gehörigen, den Todesgöttern dargebrachten Opfer wurden später von der Priesterschaft organisierter Gemeinwesen aufgenommen und fortgebildet.

Digitized by Google

lichen Phänomens lehrreich werden kann. Jener Bauer, der ein vorteilhaftes Tauschgeschäft zu machen versuchte, hatte den Kuhfetisch dem lebenden Tiere der äußeren Erscheinung nach möglichst angeähnelt. In einer solchen Nachbildung haben wir jedoch nichts anderes, als den letzten Ausläufer von Handlungs- und Gedankenreihen zu sehen, die in primärer Gestalt dazu geeignet waren, jedes Objekt dem ihm nur ähnlich *Gedachten* oder *Verstandenen* als parallel an die Seite zu stellen. Nicht lediglich auf die äußere Erscheinung im modernen Sinne, sondern überhaupt auf eine Reihe von jedesmal hervortretenden einzelnen Momenten kam es an, die zu einer Inanalogiesetzung zweier Objekte führten. Zunächst mag der bloße *Wille*, einen Gedankeninhalt zu objektivieren, genügend gewesen sein, irgend ein Ding zum Analogon eines anderen zu machen. Ich erinnere an die Art, wie unsere Mädchen im Spiele ein Stück Brennholz mit Lappen umwickeln, die so entstandene Puppe als ihr Kind ausgeben, sie herumtragen, mit Suppe zu füttern vorgeben usw. Es darf uns nicht befremden, wenn schon der bloße, tote *Stein* als Mensch gilt, an *seiner* Stelle in das Grab gesenkt, gleich einem Götterbilde mit Blut besprengt und mit Öl gesalbt wird. Niedrig stehende indische Völkerschaften stecken Holzpflöcke in die Erde und gießen Tierblut über sie, um sie so zu ihren Götzen zu machen, sie durch die Weihung mit dem lebenspendenden Blute zu ihren Fetischen zu erheben. Alle jene Sagen, die uns von der Verwandlung von Menschen in Steine (oder umgekehrt) berichten, sind diesem urelementaren Triebe nach einer partiellen Belebung der toten Materie entsprossen. So ist denn auch auf dem Boden der Opfertheorie und Opferpraxis des Gestaltenwechsels kein Ende. Als jene Kulturstaaten, die als höchste Gabe des Menschen *diesen selbst* der Gottheit dargebracht hatten, in Verfall geraten waren, mußte man sich mit der *stellvertretenden* Vollziehung der sakralen Handlungen begnügen: man wählte statt der freien Männer Sklaven oder Kriegsgefangene, auch Krüppel oder Kinder; man löste den *Menschen* durch das *Tier* aus; man erlas sich kaltblütige und niedrigstehende Lebewesen, wie etwa den Maulwurf oder den Frosch, statt des Rindes oder des Pferdes. Es ist uns z. B. eine Nachricht von dem Brauche erhalten, daß ein Frosch statt eines Menschen zeremoniell hingerichtet wurde. Eine Geldabfindung vertrat bisweilen den Opfergegenstand; die gegebene, „*geopferte*" Summe, die auf

Digitized by Google

diese Art nachweislich ehemals heidnischen Tempeln, später christlichen Gotteshäusern zufloß, wurde immer kleiner. Dem heiligen Martin brachte man statt eines Pferdes schließlich nur noch einen Pfennig dar, wie das Sprichwort sagt. Im Mysterium des semitischen Kultes wurden Leib und Blut zu Brot und Wein. Wenn man von dem Blute der geopferten Traube sprach, so führt dies darauf zurück, daß der Wein an die Stelle des Blutes getreten ist.

Die allmähliche Verringerung der den Gottheiten dargebrachten Spenden zeigt sich auch bei der Betrachtung der Ackergebräuche in den, dem Boden in älterer und späterer Zeit geweihten, Gaben. Bis in späte Zeit hinein hat man beim Erntefest einen Hahn oder ein anderes, kleineres Haustier getötet und mit seinem Blute das Feld benetzt. Daneben aber bürgerte sich, vermutlich unter dem Einflusse der Ketzerverfolgungen und der Kirche überhaupt, die Vollziehung kleinerer, unblutiger Spenden ein. Wir sahen, daß man Fruchtbäume mit Tuchfetzen behängte; mit Bändern verzierte; mit Gaben, wie Brot, Mehl oder Resten von Mahlzeiten beschenkte. In ähnlicher Weise wurde auch der Ackerboden verehrt. Solange er Eigentum der Dorfgemeinschaft war, konnten ihm noch größere Opfer zukommen, die die Gemeinschaft der Insassen ihm darbrachte. Zum Privateigentum einer einzelnen Familie geworden, mußte er es sich mit kleinen Spenden genügen lassen, deren Maß und Zahl von der Religiosität des jedesmaligen Besitzers abhing. Auch das Material des Opfers wurde ein anderes; es mußte von der Hausindustrie lieferbar sein. So erklärt sich die Verwendung des Brotteiges zur Darstellung menschlicher Figuren, in denen man Idole alter Gottheiten mit mehr oder weniger großer Wahrscheinlichkeit vermuten kann. Aus Brotteig aber wurden auch Ahnenkultspenden, wie z. B. die deutschen Seelenzöpfe hergestellt. Am Allerseelentage wurden sie genossen. Sie erinnern an die Sitte, Locken eines nahen Verwandten dem Toten in die Hand und so in das Grab mit hineinzugeben. Ein solches Haarbüschel sollte den Überlebenden, und das Gebäckstück, der „Seelenzopf", das Haarbüschel ablösen. Überhaupt zeigt sich, sobald wir in das Innere des deutschen Familienlebens eindringen, der alte Dämonismus, die Furcht vor den Geistern der Verstorbenen, in voller Macht. Keine Schale gab es im Keller oder auf dem Boden, aus der diese Wesen nicht dann und wann

Digitized by Google

einmal in Zwerg- oder Mausgestalt genascht hätten, ohne daß man ihnen zu wehren wagte. Das alte Bohnenopfer galt ihnen wahrscheinlich schon in indogermanischer Vorzeit. Die Krumen des zerbröckelten und auf den Boden gefallenen Brotes waren ihnen geweiht, und niemand wagte, sich danach zu bücken oder sie aufzuheben. An solche Spenden waren die Ahnen gefesselt, sie bedurften ihrer und straften den Geiz. Deshalb kommt dem Brote als wichtigem Opfermaterial eine Art von Leben und Heiligkeit zu. Man darf es nicht mit dem Messer zerstechen; man wickelt es nachts in Linnen oder Papier, denn „das Brot will auch schlafen". Nicht weniger heilig ist das Salz, das man dem Feuer des Herdes spendet, worin es lustig knistert und Funken emporschleudern läßt, oder der Pelz, die „Haut", der Milch, die den Zwergen zukommt. Erfinderisch mochte der deutsche Volksgeist bald diese, bald jene kleine Gabe, die Unterirdischen zu erfreuen, erdacht haben. In unserem Ostpreußen wird noch heute der alte Brauch geübt, beim Wechsel der Schichtzähne an den Ofen heranzutreten und ihn mit den Worten zu umfassen: „Ofchen, Ofchen, hier schenke ich dir einen knöchernen Zahn, gib du mir einen eisernen". Dann wirft man den verloren gegangenen Zahn auf den Ofen. In anderen Teilen Deutschlands ruft man zu gleichem Zwecke die Maus an, deren Platz in den Gängen der alten Herde war; eine Vergleichung erweist, daß man unter diesem Tiere den Ahn der Familie zu verstehen hat, denn die genannte Zauberformel ist bei fast allen indogermanischen Völkern bis nach Indien und Armenien hin verbreitet, und ruft in ihrer ältesten Form den „Großvater", d. h. den Schutz- und Familiengeist des Hauses, an. Auch in anderer Hinsicht ist diese Spende besonders interessant. Die nämlichen Leute, die als fromme Katholiken irgend einer Heiligen ein wächsernes Gebiß opfern, um von Zahnschmerz frei zu werden, mögen daheim, wo der Kult der alten Götter zwar verketzert, aber gleichwohl nicht unterdrückt werden kann, dem heiligen Herde des Hauses, ihn umklammernd, ihre Anbetung und Spenden darbringen. Und wiederum zeigt sich der Ritus des Aberglaubens als der weitaus konservativere: der heiligen Apollonia bringt man das Wachsgebiß, dem heiligen Ofen den echten Zahn dar. Dort handelt es sich um ein Ersatz-, hier um ein originäres Opfer nach dem alten Grundsatze: „Ich gebe, damit du gibst".

Digitized by Google

Das Zahnopfer hat noch eine andere Bedeutung: es ist eine Erstlingsspende. Dadurch reiht es sich in jene ungeheuere Zahl von Darbringungen ein, die, lange ehe Götter vorhanden waren, zur Versöhnung des tückischen und unberechenbaren Schicksals geweiht worden sind. Es liegt tief in der Natur des Menschen im allgemeinen, und des, seinem Instinktleben unterworfenen, und noch nicht in logischen Verstandesschlüssen sich bewegenden, Menschen im speziellen, daß er von dem Anfang irgend eines Gegenstandes oder Geschehnisses auf dessen Mitte und Ende schließt, indem er Anfang und Ende miteinander gleichsetzt. Wer freute sich nicht, wenn ihm gerade des Morgens eine angenehme Überraschung zuteil wird, und schlösse daraus nicht auf alle folgenden Stunden des Tages? „Die Woche fängt ja gut an!" so sagt man erfreut, wenn man am Montag Grund hat, froh zu sein; so sagte aber auch ironisch jener Verbrecher, der am Montag geköpft wurde. — Unwillkürlich fordert der letzte Tag des alten Jahres dazu auf, der Zukunft zu gedenken. Der Anfang einer Reise ist maßgebend für die Stimmung, in der wir sie fortsetzen. Männer wie Goethe brachen eine geplante, weite Reise deshalb, weil der Wagen am ersten Tage versagte, ohne weiteres ab. So wird der Anfang abergläubisch als Stellvertreter des Ganzen angesehen und im Opfer dem Ganzen dargebracht. Die Schlachtung der Erstgeburt bei Mensch und Vieh ist durch die Bibel bezeugt. Der erste, der in ein neues Haus tritt, über eine neue Brücke geht, muß sterben. Die Erstlinge der Feldfrucht werden geopfert: wenn man die drei ersten, im Frühling erblickten, blühenden Kornähren durch den Mund zieht, ist man vor allem Fieber geschützt, so sagt der deutsche Aberglaube. Man schneidet bei der Ernte die drei ersten Ähren ab und legt sie kreuzweise auf den Acker. Nach der Ernte nagelt man sie an die Haustüre. Vielfach aber läßt man die erste Garbe des Getreides auf dem Felde stehen — ein schon im alten Griechenland geübter Brauch. Die Spende der Erstlinge ist ein integrierender Teil des indischen Opfers und harrt ihrer, aus den reichen Quellen sich uns leicht erschließenden Darstellung. — Am Weihnachtsabende, also um das alte Wintersonnwendfest, hat jede uns begegnende Einzelheit eine bestimmte prophetische Bedeutung. Die Wichtigkeit des Angangs spielt hier mit hinein. Treten wir am Neujahrsmorgen auf die Straße, und sehen wir hier einen Reiter als ersten Menschen uns begegnen, so werden wir faul; sehen wir einen Fußgänger,

Digitized by Google

fleißig sein. Von den Vögeln werden Wahrzeichen entnommen: der erste sitzende Storch, den wir im Frühling erblicken, bedeutet, daß wir im kommenden Jahre träge; der erste stehende, daß wir emsig sein werden. Der Mensch sucht durch sein Verhalten an solchen kritischen Tagen des Schicksals Gunst zu erzwingen. Deshalb soll man sich um die Wintersonnenwende, am Weihnachtstage, recht satt essen, so hungert man das ganze Jahr nicht; man muß aber von jeder Speise dabei etwas übrig lassen, so hat man immer eine gefüllte Küche. — Das tierische Erstlingsopfer spielt eine nicht minder große Rolle. Man läßt oder ließ das erste Rind, das erste Schaf auf der jungen Weide vom Wolfe zerrissen werden, um die Reste der Herden zu schützen. Die Milch der Kuh, welche diese an den ersten drei Tagen gibt, darf nicht genossen werden. Überall sehen wir das Bedürfnis lebendig, der gefürchteten Schicksalsmacht — im Sinne der späteren Zeit: der liebevoll verehrten Gottheit — einen Ehrenanteil an der eignen Habe zukommen zu lassen. Erwägen wir nun die unübersehbare Häufigkeit dieser Spenden, so stellt sich uns das Opfer, ungeachtet seiner praktischen Zwecklosigkeit und Paradoxie, als ein religionsgeschichtliches Element von ganz einzigartiger Wichtigkeit dar: es ist das festeste Band zwischen Gott und Mensch, der sichtbare Beweis des Anrechts des Sterblichen an die höhere Welt. —

Welche Stellung sollen wir endlich zu der Frage der ethischen Wertung des Opfervollzuges einnehmen? —

Wir wissen, daß des Tacitus und späterer Römer Beschreibungen deutscher Sitten mit dem Ausdrucke des Entsetzens und Ekels von den schauerlichen germanischen Weihefesten berichten. Wir wissen aber auch, daß gerade die klassischen Völker das blutige Menschenopfer bis in die späteste Zeit hinein hochhielten, und werden ihnen dem ungeachtet unsere Bewunderung nicht vorenthalten dürfen. Germaniens blutiger Dienst beweist nicht die Geringschätzung, sondern die soziale Wertung jedes einzelnen Menschenlebens, das, wie der griechische Dichter sagt, der Gottheit für Tausende genügt, wenn der Geweihte fromm liebend nahet. Der geopferte Leib galt deshalb als heilig und mit mystischer Kraft begabt. Nur der freiwillig sich dem Tode Weihende konnte den Segen der Gottheit einer Gemeinschaft mitteilen. Jede Tötung außerhalb des geheiligten Bezirks galt als frevelhaft. Deshalb wurde selbst die Hinrichtung von Verbrechern als sakrale Handlung angesehen, und

Digitized by Google

das Opferwesen bei vielen Völkern für seine Tötung um Entschuldigung gebeten. Wenn wir, schwächliche Epigonen jener starken Geschlechter, vor der blutigen Konsequenz einer solchen, einmal gefaßten Idee zurückschrecken, so sei daran erinnert, daß auch das Christentum den heiligen Opferleib eines Gott-Menschen in den Mittelpunkt seines Kultus stellt. Verweichlicht und nachgerade schon gewohnt, selbst denjenigen zu bedauern, der im Kriege, beim Kampfe für König und Vaterland, das Opfer des eignen Leibes bringt, dürfen wir gleichwohl nicht vergessen, daß zweifellos ein Volk eine um so größere sittliche und religiöse Kraft betätigt, je rücksichtsloser es die einmal gefaßten Ideen hochhält und durchführt. Von diesem Standpunkte aus aber können wir den germanischen Stämmen trotz, oder vielleicht gerade wegen ihres blutigen Opfers unsere Hochschätzung nicht versagen.

Digitized by Google

X. Die abgeschiedene Seele.

Das Christentum hat der menschlichen Seele eine ewige Dauer und einen Himmel zugesichert, in dem sie sich von den Leiden dieser Erde erholen kann. Ja, das ganze Diesseits ist zu einer Vorbereitung für das Jenseits geworden, und Gott zum Herrn über beide Reiche. Ganz anders dachte noch das Alte Testament. Ihm ist Gott der Gott der Lebendigen, nicht der Toten, und über das Grab hinaus hat er keine Macht. Deshalb ruft der Psalmist: „Wer preiset dich in der Scheol?“ Von einem Leben im Jenseits ist den echten Büchern des Alten Testaments nichts bekannt. Wo uns der Zustand der Toten beschrieben wird, geschieht dies stets in den düstersten Farben. Hiob 14, 10 ff. heißt es: „Ein Mann stirbt und ist dahin. Der Mensch verhaucht, wo ist er denn? Verronnen sind die Wasser aus dem See, und ein Fluß versiegt und trocknet aus. So legen sich die Menschen und stehen nicht auf. Bis kein Himmel mehr ist, erwachen sie nicht und werden nicht aufgeweckt aus ihrem Schlafe.“ Jesaias 14, 11 sagt von einem toten Herrscher: „Hinabgefahren zur Scheol ist deine Pracht, das Rauschen deiner Harfe. Unter dich ist hingebettet Gewürm, deine Decken sind Maden.“ Die eben zitierte Stelle (s. Jes. 14, 9—20 und Ezekiel 32, 18—31) ist für die althebräische Auffassung vom Jenseits typisch. Wir sehen, daß ihr alle Phantasie, alles Licht einer verklärten Existenz, alles Leben fehlt. Die Scheol ist nichts anderes als ein ungeheueres, alles Lebende für ewig verschlingendes Grab. Der Tote wird so dargestellt, wie er die Erde verlassen hat. Die Könige haben Kronen auf dem Haupte, die Krieger liegen mit Schwertern umgürtet da. — Jenes grause Reich der Nacht heißt geradezu: abaddon, d. h. Verderben. Eine weitere Umschau lehrt, daß auch die Assyrer und Babylonier, von deren uralter Kultur so vieles dem jüdischen Volke zugute gekommen ist, über den Zustand der Toten nicht anders dachten; deshalb heißt es bei ihnen einmal über die Dahin-

Digitized by Google

gegangenen: „Ihre Nahrung ist Lehm; Licht schauen sie nicht; mit ihnen ist es aus nach uraltem Gesetz.“ Auch die semitischen Völker huldigten also bereits in alter Zeit Vorstellungen, die uns höchst fremdartig erscheinen. Unwillkürlich fragt man: Was ist in jenem Totenreiche aus der Seele geworden? In welchen Beziehungen steht sie zu Gott? Zur Religion überhaupt? — Wir müssen zugestehen, daß der Seele als solcher kein Raum in jener Unterwelt bleibt, daß Gott die Abgeschiedenen noch nicht zu sich emporhebt, und das religiöse Dogma wenig von dem Zustande jenseits des Grabes weiß. Als Gott der Lebendigen ist Jehowa der Richter der Menschen, sein härtestes Urteil die Todesstrafe. An der Pforte des Grabes macht das Denken und Hoffen Halt; auch Jehowas Macht steht hier still. Der Zustand der Toten ist der von frisch Bestatteten, die Seele wurde in tiefem Schlummer liegend, zwar mit dem Körper vereint, aber wie dieser funktionslos, gedacht. Dies Los der Toten war allgemein. Der Himmel stand dem Frommen nicht offen, und Jehowas höchste Verheißung lautet: „Tue dies oder das, damit du lange lebest im Lande.“

Man darf mit einem gewissen Rechte behaupten, daß die Betrachtung der Jenseitsvorstellungen in einer religionsgeschichtlichen Darstellung unnötig wäre. Denn wenn das, was wir soeben für die semitischen Kulturkreise angenommen haben, allgemeingültig ist — und zwar werden wir alsbald diese Feststellung machen müssen — so gehört der Jenseitsglaube, als losgelöst von dem Glauben an waltende Gottheiten, überhaupt nicht zum religiösen Dogma. Die bloße Ausmalung der Grabesvorstellung ist eine rationalistische, keine religiöse Idee. Einen ersten, schwachen Anfang zu einem bloßen Hinausgehen über das tatsächlich und offensichtlich Gegebene können wir allenfalls in dem bloßen Kollektivbegriff Scheol für die zahllose Schar der einzelnen, vorhanden gewesenen Gräber erblicken. In dem Glauben, daß der Tote schlummere, nicht faule, liegt dagegen nichts anderes als ein Trägheitsmoment, wie es dem menschlichen Geiste in dieser seiner Eigenart zukommt. Einen Verreisten, von uns Getrennten, stellen wir uns viele Jahre lang so vor, als ob er in demjenigen Zustande verharre, den er im Augenblicke der Trennung angenommen hatte. Das Gleiche gilt in überraschendem Maße von dem Toten, wie dies in einer großen Anzahl von Ideen zum Ausdrucke kommt, die

Digitized by Google

an die äußere Erscheinung des leblosen Körpers sich knüpfen. Die Ursprünglichkeit jener Grabesidee, jener Scheolvorstellung, bürgt uns dafür, daß sie nicht auf einen engen Kreis von Völkern beschränkt geblieben ist, sondern daß sie sich zum mindesten überall dort finden wird, wo die Vorbedingungen für ihr Zustandekommen — namentlich also die Sitte der Beisetzung oder des Erdbegräbnisses, und die Existenz einer staatlichen Gemeinschaft — vorliegen. Nur unter dieser Voraussetzung haben jene Feststellungen für uns einen Wert. Die Forschung lehrt tatsächlich, daß in diesem Punkte die weiteste Übereinstimmung zwischen Assyrern, Juden, Ägyptern, Griechen und anderen Völkern vorhanden ist. Wie wäre dies auch anders möglich? Die Scheolvorstellung wurde durch jedes Massenbegräbnis erneuert. Jede Ausgrabung einer Leiche lehrte sie als richtig. Von individuellen Völkerideen, die hier eine Scheidung vorzunehmen berufen waren, findet sich in ihr noch keine Spur vor.[1])

---

[1]) A. Jeremias. Die babylonisch-assyrischen Vorstellungen vom Leben nach dem Tode, Leipzig 1887, S. 107 Anm. 2 bestätigt die Auffassung anderer Gelehrter, daß die Idee der Scheol ganz primitiv sei. Ihre Wiederkehr bei anderen Völkern wird schon durch ihre Ursprünglichkeit verbürgt. Wenn Schwally, das Leben nach dem Tode, Gießen 1892, S. 36 das Dasein in der Scheol eine bloße Fortsetzung des Erdenlebens nennt, so geschieht dies in unserem Sinne und im Einklange mit Stade, der die Existenz der Seelen in der Scheol so beschreibt: „Ein solches Leben dort unten ist nun verglichen mit dem irdischen eigentlich gar kein Leben, so gut wie nichts". Interessant ist 1. Kön. 2, 8—9: Simeis Greisenhaar soll mit Blut besudelt in die Scheol hinabsteigen. — Den Toten bleiben also die kleinsten Eigentümlichkeiten, und das Gefühl ihrer Ohnmacht überwiegt. Die „Schatten" heißen bei den Juden rephaïm, d. h.: die Schwachen (vgl. Homer: „der Toten kraftlose Häupter"). Die assyrisch-babylonische Grabesidee ist der altjüdischen völlig gleich. M. Jastrow, Religion of Assyria and Babylonia, Übers. B. 1. Gießen 1905. S. 566 sagt: „Die Beschreibung der Unterwelt ist offensichtlich durch das Grab oder die Grube eingegeben, in die der Tote gelegt war. — Der Mensch ist nach Ansicht jener Texte aus Staub gemacht und kehrt zum Staube zurück." Diese Tatsache führt uns (s. a. a. O. S. 567) zum alleinigen Verständnis dafür, wie die Worte für Grab und Unterwelt synonym werden konnten. Vgl. auch Luthers Übersetzung von Scheol durch: Grube; ferner Jensen, Die Kosmologie der Babylonier, Straßburg 1890. S. 226. Wenn Kigal einerseits das Wort für Baugrund, andererseits für die Unterwelt des Totenreiches ist, wenn Ideogramme und Wörter für Grab und Totenreich einander vertreten, so geht daraus hervor, daß das Totenreich nicht unendlich tief unter der Erde gedacht wurde.

Digitized by Google

Besonders klar zeigt sie sich auch im ägyptischen Altertum. Ein ausgezeichneter Kenner desselben (Maspero) sagt z. B.: „Die Toten blieben im allgemeinen unter der Erde, sei es im Grabe selbst, sei es an einem unbestimmten Orte, und waren nichts anderes, als leere und wesenlose Schemen, ohne Leidenschaften und Gemütsbewegungen, ohne andere Regungen als den unersättlichen Wunsch nach den materiellen Genüssen, welche sie nährten, ihnen das Leben gaben und sie verhinderten, in das Nichts zu verschwinden. — Die ägyptischen Toten waren ebenso seelenlos wie die der Griechen.“ [1]) Auch die Sprachwissenschaft lehrt eine, häufig ganz überraschende, Ähnlichkeit der Anschauungen. In Griechenland und Indien heißt der Tote bisweilen soviel wie „der Daliegende“, und in völliger Übereinstimmung damit wird er bei Assyrern, Babyloniern und Juden als in der Unterwelt liegend gedacht. Wenn irgendwo die vergleichende Methode Recht hat, so muß es hier sein. Auf den furchtbaren Eindruck des Sterbens reagierte das menschliche Gehirn nicht weniger exakt und gleichartig, als auf irgend ein mineralisches oder pflanzliches Gift. — Wem von uns sollten diese Ideen von Tod und Grab, die wir aus dem Schutte tausendjähriger Kulturen hervorgezogen haben, neu und seltsam erscheinen? Wer, der einen lieben Verwandten oder Freund verloren hat, stellte ihn nicht immer wieder und wieder vor seine Phantasie in jenem Bilde, das der von der Welt des Lebens Scheidende beim Schließen des Sarges bot? Mag der Geistliche am Grabe von den himmlischen Freuden sprechen, die das verstorbene Kind nunmehr genieße, — die Gedanken der Mutter haften an der jungen Leiche, sie klammern sich an ihr Bild; ja, ganze Jahre gehören dazu, dies seiner furchtbaren Realität zu entkleiden. In einem solchen Parallelismus von einst und jetzt, von hier und dort, in dieser beständigen Neuzeugung der gleichen, millionenfach sich wiederholenden Vorstellungen liegt das Einzigartige des Seelenglaubens. Die religiösen Doktrinen der ausgebauten Religionssysteme Indiens oder Griechenlands geben traditionelle Werke priesterlichen Scharfsinns, die Totenverehrung wuchert wie ein gewaltiger Rosenbusch rings um das ganze Gebäude,

[1]) Vgl. die Beschreibung des Toten im Totenbuch Kap. 45; die Schilderung des Todes und des Toten bei Maspero, Études égyptiennes, Paris 1879—83, B. 1, S. 289; des Todesgottes Sokaris nach Maspero, ebend., B. 2, S. 21.

Digitized by Google

umfängt es, durchdringt es hier und da, und zersprengt es wohl gar an manchen Stellen. Der Seelenkult und die Seelenvorstellungen haben keine Geschichte, wie sie jede Religion kennt; sie haben keinen Zusammenhang und keine folgerechte Entwickelung, sondern laufen, gänzlich verschieden, parallel nebeneinander her, wie noch heute an einem frischen Grabe der Geistliche zugleich davon spricht, der Tote „ruhe sanft", „gehe zu Christus", „weile bereits bei Gott" usw.[1]), und ähnliche Paradoxien sich bereits in der ältesten Zeit nachweisen lassen.

Wenn Seele und Leib eine, selbst im Tode unauflösliche erscheinende, Verbindung miteinander eingehen, so ist es verständlich, daß der Tote, ehe sein Leichnam von der Hand der Verwesung berührt war, nicht als entwertete Masse gelten konnte. Die furchtbaren Infektionen, die von dem toten Körper ausgehen, lehrten dessen unheimliche Macht, und führten zu dem Glauben, daß der Dahingegangene den Lebenden nach sich ziehen könne. Erst eine späte Zeit hat sich mit Konstruktionen beschäftigt, die zur Ausgestaltung der Person eines eigentlichen Todesgottes führten. In einer früheren Aera galt — ach, wie oft mit Recht! — der frühe dahingegangene Vater des Hauses als jener Geist, der allen den Seinigen den Todesweg bereitete. Die Mutter des Säuglings holte, wenn sie kaum den Ihrigen entrissen war, diesen nach. Zudem glaubte man — und auch darin haben wir einen Nachklang alter, dämonologischer Vorstellungen zu sehen — die ganze Körperwelt mit Krankheitsdämonen bevölkert, deren unsichtbare Pfeile tötend auf Mensch und Tier herabfallen. Die späteren Hexen standen, nicht minder als die heidnischen Schamanenpriester, mit diesen Unholden im Bunde. Deshalb spricht man noch heute von dem „Schusse der Elben", „dem Hexenschusse", davon, daß jemand „vom Schlage getroffen" worden sei und ähnliches. Zahllose Beschwörungsformeln reden von den 99 Fiebern, d. h. von den zahllosen, ihrem Wesen nach unbekannten, Krankheitserregern, die als Menschen oder als Götter angeredet und gebeten werden, sich von dem eignen Hause zu dem des Nachbarn hin zu entfernen. Der Tod

[1]) Man achte auf die Inschriften auf Grabsteinen und Kirchhof-Eingängen. Ich entsinne mich z. B. folgenden Epitaphs: „O! wohl auch diesem Kinde. Fahr hin, du liebes Kind! Du gehest ja nur schlafen, und ziehest zu den Schafen, die ewig unseres Jesu sind." Das Kind geht also: 1. auf die Totenreise; 2. schlafen; 3. zu der Herde der Schafe Jesu.

Digitized by Google

wurde lediglich als ein solcher Krankheitsdämon gedacht. Aus der Tiefe der Urwälder sandte er seine Pfeile. Seine Gestalt war die eines Jägers. Deshalb spricht die alte Literatur noch von dem Hellejäger, d. h. Hel-Jäger, dem Todesdämon. Es ist unzweifelhaft, daß man in älterer Zeit die Geister dieser Gruppe überhaupt nicht benannt hat, so wenig als man irgend ein unheilbezeichnendes Wort auszusprechen wagte. Wir kennen das Verbot, den Namen kürzlich Verstorbener oder noch nicht Beerdigter zu nennen, als einen über die ganze Erde verbreiteten Aberglauben. Schon diese Einzelheit lehrt uns mit Bestimmtheit, daß die großen Götter der germanischen Mythologie keineswegs dem sogenannten Ahnenkult oder Seelenglauben überhaupt entsprossen waren, daß ihnen diese ihre Funktion als Seelenräuber vielmehr erst später beigegeben wurde. Dagegen haben wir in den Gestalten der Zwerge, die in unermeßlichen Scharen Wälder und Hügel belebten, ursprüngliche Totengeister zu sehen, die bald in menschenähnlicher Gestalt, bald als Tiere (Vögel, Schmetterlinge) verkleidet, Tod und Krankheiten stifteten. Wenn wir aber die Frage aufwerfen, welche Tatsache dazu geführt haben kann, Gottheiten, wie Wodan, sekundär mit den blutigen Mordwaffen der Krankheitsdämonen auszustatten, müssen wir zur Erklärung hierfür einige kulturgeschichtliche Momente heranziehen. —

Die veränderten Zeiten und veränderten sozialen Formen unseres Gemeinschaftslebens haben das Bild des männermordenden Todesgottes durch das lieblichere des trauernden Genius verdrängt, der die zu Boden gesenkte Fackel langsam erlöschen läßt. Der Tod kommt dem Kulturmenschen meist als Erlöser von schwerer Krankheit, von Siechtum und Alter entgegen; oft erscheint er dem Leidenden und dessen Umgebung viel zu langsam. Ganz anders zeigte er sich unseren heidnischen Vorfahren. Die christliche Lehre, daß jeder Mensch eine, vor Gott gleichberechtigte, unsterbliche Seele habe, fehlte dem Altertume vollständig. Nur insofern, als er dem Überlebenden Gutes oder Böses antun konnte, lebte der Verstorbene weiter. Da im Staate nur der Mann zu wirken berufen war, so wurde nur seine Seele verehrt. Alle Zwerge, d. h. die Gesamtheit der kultisch verehrten Ahnen, haben ausschließlich männliches Geschlecht. Erst in jener Zeit, welche die eigentliche Herkunft dieser Geister vergessen und ihre Schar zu einem Staatsverbande zusammengefügt hatte,

Digitized by Google

vermählte man auch die Zwerge, oder erzählte man, ihre Frauen seien geraubte Töchter der Menschen. Des Mannes Diesseits und Jenseits war an seine Stammesgemeinschaft gebunden. Für sie gab er im Opfer und im Kriege willig sein Leben her. Der Strohtod, das Dahinsiechen auf dem Lager, war ihm ein seltenes und gefürchtetes Ende; der Untergang durch Feindeshand, im Kampfe gegen den Fremden oder in der Stammesfehde, das gewöhnliche Los. In Wodans Reich gelangten nach nordischer Auffassung nur diejenigen, die sich selbst den Tod gaben oder ihn durch fremde Hand fanden; ja, man weihte sich dem Gotte dadurch, daß man sich mit dem Speere ritzte. Der greisgewordene Mann mußte zudem nicht selten das Schicksal, ausgesetzt zu werden, erleiden. — Wie lieblos ist noch heute die Behandlung des gealterten Landmanns! Sobald er arbeitsunfähig geworden, muß er den Kindern seine gesamte Habe überlassen. Mißhandlungen oder Hunger zu erleiden, ja durch ein Gift (das bekannte „Altsitzerpulver") aus der Welt geschafft zu werden, ist noch heute sein häufiges Los. Im alten Deutschland mag der siechgewordene Krieger sein hartes Schicksal, von der Waffe eines Stammesgenossen den Tod zu erleiden, kaum beklagt haben. Denn je länger er auf dieser Erde verweilte, um so elender war auch nach seinem Glauben jenes, dem Diesseits analoge, Scheinleben, das er jenseits des Grabes fortführen zu können hoffen durfte. Sein begehrtester Tod konnte durch die Pfeile der Todesmächte ihm kaum schnell genug zuteil werden. Die bloße Tatsache des Sterbens war vom Standpunkte der damaligen Zeit durch nichts anderes erklärbar, als vermöge der Waffen jener Dämonen, die dem Dahinsiechenden mit Lanze, Lasso und Bogen dasselbe Los bereiteten, das der im Kampfe Fallende auf gleiche Art offensichtlich erlitt. — Von besonderem Interesse ist es aber, zu sehen, daß dieser Parallelismus zwischen menschlichen und göttlichen Mordinstrumenten bei den verschiedenen Berufsklassen, in die einst unserer Vorfahren Staatsverband zerfiel, differenziert erkennbar bleibt. Der Jäger, der einstmals die Urwälder unseres Landes durchstreifte, sah im Tode einen Mann gleichen Berufes sich nahen. Den langen Fangstrick hielt er in der Hand, und entführte durch ihn den Sterbenden in jenes unbekannte Land. War doch des Wildverfolgers eigene Waffe der Lasso gewesen, den er dem überlisteten Tiere um den Hals geworfen hatte. — Wer kennt nicht die Furcht

Digitized by Google

vor den Netzen des Todes? Mit ihnen wurde das flüchtige Wild des Waldes von dem irdischen, und das Menschenwild von dem himmlischen Jäger gefangen. Die römischen Gladiatoren waren als Retiarii mit Fangnetz und Harpune bewaffnet. Offensichtlich haben wir in ihnen alte, niedrigstehende Fischervölker zu sehen, die durch Verwendung ihrer Fanginstrumente der Schaulust der römischen Menge im blutigen Kampfe Genüge leisten mußten. Die Vorstellung, der Tod locke jemanden in sein Netz, ist zweifellos der Kultur der Fischervölker entlehnt, wenngleich dies Fanginstrument auch später in den Jägergebrauch überging. — Das grausame Rüstzeug des todbringenden Jägers vervollständigt sich allmählich durch den ihn begleitenden Hund. Er spürt das Wild auf und führt es seinem Herrn zu. Deshalb hält man Hunde, namentlich solche, welche Flecken über den Augen haben, für geistersichtig; sie stehen zum Reiche des Todes in naher Beziehung und gelten geradezu als Seelenräuber (s. S. 18.) Ihr Leichenhunger begünstigte diese Vorstellung. Märchen wie „Rotkäppchen" lehren die Meinung als vorhanden, daß der, dem Hunde nahverwandte Wolf menschliche Körper völlig verschlingen könne, und diese selbst dann noch eine Art von Leben in sich beherbergten. Zwischen dem Wolfe, der einen Menschen zerriß und deshalb getötet, und demjenigen, der vielleicht nur aus Jagdlust erlegt worden war, wurde zweifellos ein großer Unterschied gemacht; wie die Bengalen noch heute unter den Tigern den auch äußerlich gekennzeichneten Man-eater mit abergläubischer Scheu betrachten. Der von dem Wolfe verschlungen geglaubte Mensch hatte eine Art von Seelenwanderung zu erleiden. Im Leibe des leichengierigen Hundes oder Wolfes lag des Jägers ältestes Grab. Der Tod wird vielfach in die Gestalt dieser Bestien gekleidet. Unendlich viel älter, als die Vorstellung von dem Hause des Hades, ist die von dem unersättlichen Bauche des Todes. Von ihren Hunden geleitet, durchschreiten die deutschen Todesdämonen die Wälder. In Frauengestaltung, das Seil in der Hand haltend, gehen sie daher; so kennen sie die älteren Texte. Jünger ist die Vorstellung von der Hel; in düsterer Pracht reitet diese auf schwarzem Rosse, mit Fangstrick und Rüde gerüstet, ihres Weges, den Todgeweihten in ihr einsames Reich zu entführen. Diese Stätte des Todes bestätigt von neuem den auffälligen Parallelismus zwischen den Ideen der verschiedenartigsten Völker; denn die Hel ist dem Hades und

Digitized by Google

der Scheol aufs engste verwandt — ein einförmiges Reich der Nacht, die Trostlosigkeit der Grabesvorstellung weiterspinnend. Das Wort ist unserem „hehlen“ in „verhehlen“ etymologisch benachbart; ich erinnere an den Helhelm Wodans, eine Kappe, die zu der stattlichen Zahl jener seiner Attribute gehört, die ihn als Totengott, als den durch Mantel und Tarnkappe unsichtbar Gewordenen und unsichtbar Machenden, darstellen. Einer solchen Ausrüstung ganz analog ist der, die gleiche Eigenschaft verleihende Hut des griechischen Totengottes, und der Name des Hades, denn dieses Wort, ursprünglich Aïdēs, Avidēs lautend, und mit dem lateinischen Verbum videre verwandt, bezeichnet ebenfalls die Unsichtbarkeit des Totenreichs, die Finsternis des Grabes und die ewig sich gleich bleibende Unmöglichkeit, in jenes Reich der Schatten einen Einblick zu gewinnen. Umgekehrt umschreiben Homer wie der Veda den Begriff: „leben“ mit dem Ausdrucke: „das Licht der Sonne sehen“. Der Tod ist die Finsternis. — Diese Vorstellung von einem gemeinschaftlichen Totenreiche konnte erst in einer Zeit, die sich als politische und soziale Einheit wußte, Platz greifen; erst das oberirdische Reich konnte die Idee eines unterirdischen hervorrufen.

Den Jägerstämmen war eine solche Meinung vielleicht wenig geläufig; sicherlich standen neben ihr andere, populärere. Der Aufenthalt der Toten wird bei den, noch nicht seßhaft gewordenen Stämmen vielmehr hier auf Erden, wenngleich in fernen, schwer erreichbaren Gegenden angenommen. So wissen wir z. B., daß die Ägypter ihre Abgeschiedenen auf den unbetretbaren Inseln lebendig glaubten, die sich zwischen den Nilkatarakten erheben. Dem analog nahmen unsere Vorfahren in dem undurchdringlichen Dickicht ihrer Urwälder, die sicherlich so manchen Jäger in ihren Tiefen für immer geborgen hatten, einen Seelenwohnsitz an. Man klopfte, wie ganz niedrigstehende Völker es noch heute tun, an ein dichtes Buschwerk, gleichsam um den Toten aus diesem herauszuschrecken. Das finstere Reich des Todes erschien dem Waldbewohner als Labyrinth, zu dessen Ausgangspunkte sich niemand mehr zurückfinden konnte. Wir wissen, wie die verirrenden Kinder des Märchens Brotstücke und kleine Steine auf den Weg streuen, um wieder zur Heimat zurückzugelangen. Ganz ähnlich kennzeichnen Indianerstämme noch heute ihre Waldwege. Wenn man aber an die Bahre frisch Verstorbener Getreidekörner oder Erbsen streut, oder einen Rasen vor die Tür verpflanzt,

Digitized by Google

und des Glaubens ist, daß die Zwerge dann nicht mehr zur Wohnung der Menschen zurückkehren könnten — denn sie müßten zuvor alle Körner resp. Halme zählen — so liegt darin eine der zahlreichen Abwehrhandlungen, die im Totenkultus immer von neuem zu beobachten sind. Die Zwerge sind Seelen Verstorbener, denen durch das Hinstreuen von Körnern usw. ein künstliches Labyrinth geschaffen wird. Für sie hat jeder Halm die Größe eines Baumes, und ein jeder muß gezählt werden, d. h. die Totengeister müssen alle jene Stämmchen passieren. Eng verwandt ist eine Sitte, die bei manchen Orinokostämmen vorkommt: vom Lager eines Sterbenden wird dort eine Schnur in den Wald hinaus gezogen, damit die Seele an ihr den Weg ins Freie finde und nicht in der Hütte verweile.

Die Furcht vor dem Aufenthalte des Toten in der Behausung der Lebendigen ist groß und allgemein. Wir wissen, wie ängstlich der Aberglaube aller Völker gerade dieses Verbleiben des Abgeschiedenen im Sterbehause zu verhindern versucht. Man öffnet beim Tode eines Menschen dessen Fenster, damit die Seele hinwegfliegen könne, man legt sämtliche Reste der Grabkränze, die volle Kleidung des Toten in den Sarg, und fegt das Zimmer gründlich mit einem Besen aus, den man alsdann vernichtet. Wenn der Leichentransport auf halbem Wege zum Friedhofe anlangt, so werden daheim Tische und Stühle umgekippt, gleich als wollte man dadurch den Geist gewaltsam aus dem Hause entfernen. Diese Furcht vor dem Toten lehrt am besten, daß man sich Geist und Körper noch als eine Einheit vorstellte. Darum sagen die Fischer der Kurischen Nehrung, der Tote lege sich erst auf halbem Wege zum Friedhofe in den Sarg, der deshalb alsdann sehr schwer werde, hinein. Weit verbreitet ist die ebenfalls ostpreußische Meinung, der Geist des Verstorbenen geleite den Kondukt oder gehe ihm voran[1]), und in Island sagt man: Begegnet jemand einem Begräbnisse, so soll er demselben nicht gerade entgegengehen, denn sonst stößt man auf den Geist des Verstorbenen. — Der niedere Dämonenglaube, der hier vorwaltet, äußert sich besonders klar in dem Brauche, für die Leichentransporte eigene, keinem anderen Zwecke dienende Wege zu schaffen. Überall liegt die leicht begreifliche

[1]) Diese Anschauungen sind großenteils auf den in den östlichen Gegenden so starken, slavischen Einfluß zurückzuführen; vgl. Louis Leger, Études de Mythologie slave, Paris 1895—97, S. 208 ff.

Digitized by Google

Meinung zugrunde, der Tote könne bei seinen gespensterhaften Besuchen stets nur denjenigen Weg wählen, auf dem er davongegangen ist. Daher werden eigene Totenwege geschaffen, indem man die Leiche nicht zur Türe, sondern zum Fenster aus dem Hause heraus entfernt. Doch ist auch in Deutschland und weit darüber hinaus die Sitte bezeugt, ein Loch in die Mauer zu brechen, und durch dieses die Leiche hindurch und aus dem Sterbehause herauszuziehen. Eine solche Öffnung wird selbstverständlich nachher vermauert. Die gewaltsamsten Mittel, sich des Toten zu entledigen, werden aber bei dem Vampir, bei uns „Nachzehrer" genannt, angewendet. — Es gibt Leichen, die den Schein des Lebens oft überraschend lange bewahren. Ihre Glieder sind von der Leichenstarre nur vorübergehend getroffen, die Wangen bisweilen rot. Solche Toten können sich nach dem Volksglauben von der Erde nicht trennen. Sie kehren zu den Lebenden zurück und verursachen den Tod einzelner Personen oder gar Seuchen und Pest. Um dies zu verhindern, schreckt man vor der Leichenverstümmelung nicht zurück. Schon bei Burchard von Worms und Saxo Grammaticus hören wir von der Pfählung eines ungetauft gestorbenen Kindes und einer Kindbetterin. Sich im Interesse des überlebenden Kindes vor der gespenstischen Rückkehr einer jungen Mutter besonders lebhaft zu fürchten, glaubte man naheliegenden Grund zu haben. Das Band zwischen Mutter und Kind erschien eben dem deutschen Volksgemüt als unzerreißlich, und rührend ist es, zu beobachten, wie jene nächtlichen, sonst so verabscheuten Besuche in solchem Falle im modernen Volksbrauche, ganz im Gegensatze zu der überlieferten Handhabung, oft dadurch gefördert werden, daß man der jungen Frau Nadeln und Windeln ins Grab mitgibt. Allnächtlich zwischen 11 und 12 Uhr erscheint sie dann bei ihrem Kinde, wartet und tränkt es.

Erst der erhabene Glaube, daß selbst die Leiche einer Mutter ihrem Kinde nicht unheilvoll werden kann, führt uns in das eigentliche Gebiet des Seelenglaubens ein; denn in der Vorstellung von der Hel sahen wir nichts anderes als die Erweiterung einer empirischen Beobachtung. Ja, selbst in der Annahme von Gespensterwesen konnten wir keinen Ausdruck einer religiösen Idee erblicken. Oder sind diese Geister etwa Lebewesen aus einer anderen Welt? Sind sie befähigt, handelnd in das menschliche Leben einzugreifen? Keineswegs! Der Ge-

Digitized by Google

spenstergeschichten, wie man sie noch heute in jedem Dorfe hören kann, gibt es Hunderttausende. Ihre Grundzüge aber sind überall die gleichen. Die Toten werden trotz ihres geisternden Lebens eben als Tote, nicht als Wiedererstandene angesehen, und als solche durch ihre Leichenfarbe, ihr Gewand, das Starre ihrer Formen gekennzeichnet. Sie wandeln stets nur bestimmte Wege, die sie im Leben gegangen sind. Sie handeln nicht, wenngleich sie bisweilen ihren Körper mit dem eines Lebenden zu dessen Verderben in Berührung bringen. Sie erscheinen im Traume. Dann ist ihnen sogar die Gabe der Prophetie eigen. — Es ist ohne weiteres klar, daß der Gespensterglaube nichts anderes als die Reaktion der Überlebenden auf den furchtbaren Eindruck des Todes ist. Wenn ein uns Nahestehender dahingegangen ist, so klammert sich die Phantasie mit der ganzen, grausamen Selbstqual des kranken Gemüts an die Stätte, wo er aus- und einging, an die kleinsten Einzelheiten seines Äußeren, wie es sich uns beim Schließen des Sarges bot; im Traume erscheint uns sein Bild und spricht mit uns. Gerade in der ersten Zeit der Trauer sind solche Träume von visionärer Deutlichkeit. Man erwacht, von der kalten Totenhand berührt, von dem ausstrahlenden Leichengeruche getroffen, unter den Symptomen furchtbarster Angst. Fürwahr! Solange es Menschen gibt, werden deren Angehörige als Geister die Ihrigen aufsuchen, werden sie im Wachen bedrohen, im Schlafe ängstigen. Keine Religion vermag hier wirksam einzugreifen. Schon fast anderthalb Jahrtausende lang lehrt das Christentum den grundsätzlichen Unterschied zwischen Seele und Leib, und deren völlige Trennung im Momente des Todes. Keine Lehre aber vermag die Meinung zu zerstören, in jenem Körper, der wie schlafend daliegt, wäre noch ein gewisses Leben vorhanden. Demgemäß glaubt unser Volk, der noch unbegrabene Tote vernehme alles, was über ihn gesprochen wird; man ruft ihm einen Abschiedsgruß ins Ohr; glaubt ihn durch allzuheftiges Weinen „aufschreien“ zu können. Die Wunden des Ermordeten bluten, sobald der Mörder an die Bahre tritt. Selbst unser Gesetz verbietet und bestraft die Schändung der Leiche. Das Gefühl, der Tote sei noch nicht ganz geschieden, hat dahin geführt, daß man ihm die wichtigsten Lebensbedürfnisse in den Sarg mitgab. Hierzu gehörte bei der Frau die Spindel, beim Manne bis in späte Tage, ja bis heute, die Branntweinflasche und die Pfeife;

Digitized by Google

ehemals auch die ganze kriegerische Rüstung, das Lieblingspferd mit eingeschlossen. Nicht die Liebe des Überlebenden war das Motiv dieser Gaben, die oft recht kostbar waren, da Geld und Schmuck zu ihnen gerechnet wurde; vielmehr führte die Furcht vor der geisternden Rückkehr des Toten zu dem über die ganze Erde verbreiteten Brauche. Die Habseligkeiten der Dahingegangenen waren das einzige, was zwischen ihnen und der Welt des Lebens eine Brücke schlug. Das Gefühl hierfür zeigt sich bei uns in Ostpreußen noch in der alten Sitte lebendig, beim Tode des Hausherrn alle Habe desselben von ihrem Platze zu verschieben, als wollte man sie dadurch aus des Toten Gewalt befreien. Die vergleichende Wissenschaft lehrt, daß die kleine Geldmünze, die man noch heute in den Mund der Leiche legt, ein spärlicher Ersatz für dessen ganzes Eigentum ist. Zu den ältesten, uns bezeugten Grabspenden gehört die, dem kriegerischen, im Kampfe sterbenden Deutschen unentbehrliche Wundsalbe, deren Mitgabe schon im 11. Jahrhundert bezeugt ist. Das Pferd wurde dem Helden bereits seit prähistorischer Zeit in das Grab mitgegeben. Als ganz verkehrt, und als ein trauriges Erbteil unserer romantischen Zeit ist aber die Meinung zu betrachten, das edle Roß solle dem Herrn den langen Weg in das Jenseits erleichtern. Vielmehr hängt die Sitte, es am Grabe des Besitzers zu töten, mit der erwähnten Tatsache zusammen, daß in dem Rosse nichts minderes als des Mannes unveräußerlicher Besitz gesehen wurde — zugleich die Quelle für den Brauch, Pferde den Göttern ganz oder teilweise zu schenken, und die unerlaubte Benutzung oder gar den Diebstahl des Tieres mit dem Tode zu bedrohen. Die Idee, daß der Tote hoch zu Roß in die blumigen Gefilde des Jenseits reite, ist dem ganzen Gehalte der Vorstellung von dem düstern und einförmigen Totenreiche zuwider.

Was wollte denn aber jene, tausendfach sich wiederholende Meinung, der Geist des Toten gehe auf einförmigem Wege seine Straße entlang, dem Überlebenden sagen? — Daß diese Idee im nordgermanischen Altertume nicht minder als im späteren Deutschland vorhanden war, ist allgemein bekannt. Wenn wir von „abspazieren", „ins Jenseits reisen", reden, wenn die Edda die Wendung gebraucht: „Lasse sie niemand verleiden den langen Gang" im Sinne von: „Verhindere sie niemand am Selbstmorde", so liegt die erwähnte, alte Meinung zugrunde. Das

Digitized by Google

„Viaticum“ des römisch-katholischen Kultus, die Wegzehrung, bedeutet das dem Sterbenden gereichte, letzte Abendmahl. In mythischer Verdichtung finden wir die genannte Idee im Grimmschen Märchen, wenn dort eine arme Person zu einem Walde gelangt, durch diesen hindurch und zu einem Flusse kommt, über den die Fähre eines schweigenden Mannes dahingleitet. Nicht anders aber berichtet auch die Edda in dem Sinfiötli-Liede. „Sigmund trug“, so heißt es da, „ihn (seinen Sohn, nach dem das Lied benannt) weite Wege in seinen Armen, und kam da zu einer langen, schmalen Furt: da war ein kleines Schiff und ein Mann darin. Der bot dem Sigmund die Fahrt an über die Furt. Als aber Sigmund die Leiche ins Schiffe trug, da war das Boot geladen. Der Mann sprach zu Sigmund, er solle durch die Furt vorangehen. Da stieß der Mann ab mit dem Schiffe und verschwand alsbald.“ Ganz deutlich zeigen sich hier die Sagen von der Seelenüberfahrt mit denen von der Wanderung der Toten und von dem Totenschiffer, dem griechischen Charon, kombiniert. Wir lernen dabei zunächst den Glauben kennen, daß der Tote, aus dem Bereiche der Lebendigen im eigentlichen Sinne davonwandernd, sich allmählich entferne. Diese Auffassung steht im Widerspruche zu der Meinung, Geist und Körper der jungen Leiche hingen unauflöslich miteinander zusammen. Die Beobachtung der Totengebräuche beweist jedoch, daß diese Lehre von der Einheit von Kraft und Stoff nur bis zum Augenblicke des Begräbnisses in ihrer vollen Kraßheit aufrecht erhalten wurde. Die Versuche, den Toten durch Trinkgelage zu versöhnen (das Minne-, d. h. Gedächtnistrinken, das Zechen zu Ehren des Toten an bestimmten Tagen, die Trankspenden am Grabe), werden zwar nach der Beerdigung eine Zeitlang fortgesetzt; zugleich aber entledigt man sich des mehr gefürchteten als geliebten Gastes durch Ausfegen der Sterbehütte, Umkippen der Stühle usw. Die unterbrochene Arbeit wird sogleich nach der Beerdigung wieder aufgenommen, und der Lebende dem Leben zurückgegeben. Diese Beobachtung der befreienden Wirkung des Begräbnisses ist von entscheidender Wichtigkeit, denn sie lehrt uns die Sitte der Erdbestattung verstehen: offenbar beabsichtigte diese, den Toten für den Überlebenden unschädlich zu machen. — Nur scheinbar widersprechen dieser Auffassung einzelne Gebräuche. Wenn man den Toten ins Grab hineinsenkte, gab man ihm zwar noch einige Speise

Digitized by Google

mit, glaubte aber nicht, daß dieselbe erneuert werden müsse oder könne. Ein Licht, das man ihm in den Sarg gelegt, sollte für ewig die Grabesfinsternis erträglich machen. Kurz, die leibliche Pflege des Toten wird durch die Auftürmung jener Erdschicht, die das Reich der Ober- von dem der Unterwelt trennt, für immer unmöglich. Jene riesenhaften Steine, die des Verstorbenen Füße, jene Felsplatten, die seinen Leib seit urältester Zeit bis zum heutigen Tage beschweren, verhindern die gespenstische Wiederkehr der Leiche im nächtlichen Wachen oder im Traume der Überlebenden. Genug, die Sitten des Begrabens oder Verbrennens der Leichen hatten den Zweck, eine Scheidung zwischen Leben und Tod herbeizuführen, wie sie der geängstigten Phantasie, der Unfähigkeit der alten Zeit, in dem Tode ein ewiges Aufhören der Lebensfunktionen zu sehen, so erwünscht sein mußte. Aber noch ein anderes lehrt uns die Beobachtung, die Totenpflege erfahre mit dem Augenblicke der Bestattung einen Wendepunkt: sie führt uns zu dem Verständnisse des Glaubens an die Reise der Seele ins Jenseits. Meinte man bisher, die Seele umflattere drei Tage lang des Toten Haupt, so konnte die Verschleierung des schrecklichen Bildes der Verwesung nach und nach tröstlicheren Vorstellungen Platz verschaffen. Der Abgeschiedene fehlt uns, sobald seinen Leib die Erde verborgen; er scheint abwesend, fortgegangen, verreist zu sein. Man sucht ihn und hofft lange Zeit hindurch, ihn finden zu können. In jener Ära, die den Kultus der Vorfahren bereits der Staatsreligion einverleibt hatte, glaubte man dies Wiederkommen der Geister, von deren Leibern man nun nichts mehr zu fürchten hatte, deren geistiges Selbst hingegen dem Herzen der Überlebenden teuer geblieben war, an bestimmte Tage gebunden. Deshalb streute man zur Neujahrszeit Asche vor den Herd: — so will es die ostpreußische Sitte; der Überlebende hofft alsdann, am nächsten Morgen des Toten Fußspuren in ihr erkennen zu können; man heizt den Ofen und stellt Brot auf den Tisch, damit der wiederkehrende Geist sich wärmen und sättigen könne. So wiederholt sich die Idee der Rückkehr des Verstorbenen, die zu den Abwehrhandlungen eines blöden Dämonenglaubens geführt hatte, bekleidet mit reinerem Gewande, in den unschuldig-rührenden Handlungen des Ahnenkults. Das Gespenst der einzelnen Person ist zu dem gütigen und segnenden Schutzgeiste der Familie, des Dorfes geworden.

Digitized by Google

Prüfen wir noch kurz die kulturhistorische Grundlage, auf der diese Meinung fußen mußte. Wenn der Jäger seine Toten im Dickicht der Urwälder, der Fischer sie im Reiche der Ran, der Wassergottheit, oder in jenen versunkenen Städten eines alten Fischerglaubens (Vineta-Motiv!) suchte, wer anders als der Nomade wäre dann jemals zu der Idee hindurchgedrungen, der Verlorene hätte sich, sei es freiwillig, sei es vom Tode oder seinen Dämonen entführt, auf jene lange Reise, in jenes Land begeben, von des Bezirk kein Wanderer wiederkehrt? Noch heute werden, nach dem Ausspruche eines Mannes der Königsberger Umgebung, dem Sterbenden alle diejenigen Dinge ins Grab mitgegeben, die er zu einer langen Reise braucht. Dazu gehören, wie ein weithin beobachteter Brauch lehrt, charakteristischerweise vor allem auch neue Schuhe. Keine Grabmitgabe ist deshalb häufiger als eben diese, kein Ausrüstungsstück für eine Reise unentbehrlicher als dieses.

Wohin führt nun aber dieser weite Weg? so fragen wir. Eine einheitliche Antwort hierauf zu geben, ist unmöglich. Die Tatsache und Art der Bestattung ist zweifellos eines derjenigen Momente, die bei der speziellen Ausgestaltung des Jenseitsglaubens die erste Rolle spielen. Sah man den kaum bestatteten Körper in der Nähe des Hauses allmählich vermodern, so fiel er wahrscheinlich langsam der Vergessenheit anheim. In jenes Reich der Hel sank er zurück, in dem Gestalt, Namen und Wesen der Dahingeschiedenen schwinden. Hatte aber der Nomade auf dem langen Reisezuge seines Stammes plötzlich sein Leben eingebüßt, so setzte vielleicht die tröstlichere Vorstellung ein, der Verlorengegangene sei gar nicht tot, er sei vielmehr in weite Fernen, die dem Lebenden schwer oder überhaupt nicht zugänglich sind, gewandert. Man erwäge auch, daß die Erde als Fläche galt und in ihrer gesamten Ausdehnung für unendlich angesehen wurde, zudem größtenteils unbekannt war. So gewann denn die Phantasie ihr freies Recht. Die dem Menschengeschlecht unerschütterlich tief eingewurzelten Meinungen, daß gerade sein Land und seine Zeit die denkbar schlechtesten seien, daß man im fernen Auslande und in alten Zeiten das Geld, den Kuchen, den Wein nur gerade so auf der Straße fände, resp. gefunden hätte, führte zu dem Glauben an Glückliche Inseln (Robinson-Motiv!), an seelige Landstriche voll lachender Haine und arbeitsloser Genußes. Es ist nun freilich klar, daß solche Gegenden

Digitized by Google

wahre Völkerwanderungen zu erleiden gehabt hätten, wenn sie nicht von der Natur dem Menschen verborgen gehalten wären. Deshalb sind die glücklichen Inseln schwer erreichbar; jene Länder voller Fruchtbarkeit und üppiger Pracht von hohen Gärten und Mauern umschlossen. Unser Wort „Garten" bezeichnet einen umzäunten Platz, wie ihn der Rosengarten des Königs Laurin darstellt; Rosengarten war der alte, häufig gebrauchte Ausdruck für Friedhof. Ein anderes Wort für Garten findet sich schon in den Aveſta-Texten; es heißt in unserer Sprache Paradies. Das Paradies, das ja bald an den Anfang der Zeit, bald an das Ende der Welt versetzt wird, ist im Sinne der Vorzeit eine Stätte der Entrückung für manche verirrten, müden Wanderer, sei es in Persien oder Indien, bei den Juden oder Germanen, gewesen. Vergröbern wir aber diese Vorstellung um ein weniges, so gewinnen wir aus dem Paradies mit seiner hohen Mauer, seinem bewachten Eingange und himmlischen Genüssen, das diesem völlig analoge, und jedenfalls aus ihm entwickelte Schlaraffenland.

Es ist klar, daß immer nur einzelnen Helden der Sage das Glück erblüht, in jene erträumten Regionen zu gelangen. Meist wird das Mühselige, Endlose der Wanderung als solcher betont. Sie schließt notwendigerweise im äußersten Falle eben dort ab, wo auch die Erde endigt. Diese schwimmt im unermeßlichen Weltmeer, dem Okeanos der Griechen. Deshalb müssen die Toten meist über Gewässer hinübersetzen; oder aber es verhindern himmelhohe Berge den weiteren Gang. Solche Berge sind als Saum der Erde überall angenommen worden. In der deutschen Sage bestehen sie bisweilen aus Glas oder Diamanten. Daß man damit ihre Glätte, und durch diese die Unmöglichkeit, sie zu überschreiten, darstellen wollte, lehrt ein Märchen, das von einem Menschen spricht, dessen Wanderung an eben jener Schwierigkeit zu scheitern droht. Oft werden diese Motive kombiniert, und Glasberg, Wald und Wasser treten in derselben Sage auf. Wie gering die räumliche Entfernung zu sein brauchte, die Diesseits und Jenseits voneinander trennt, lehrt die Meinung der Bewohner der Bretagne, daß die ihnen gegenüberliegende, angelsächsische Küste das Engelland, Land der Engel, sei; ein geisterhafter Schiffer bewerkstellige dorthin die Überfahrt. Wie leicht der arme Nomade die Pfade, die ins Jenseits führten, als Fortsetzung des irdischen Weges durch das Leben ansehen

Digitized by Google

konnte, zeigt uns die Meinung, daß Pferde (oder Kühe) den Einzelnen entrücken könnten. Das Roß entführte den Siechen in unbekannte Fernen, wie es den lebenden Nomaden trug. Wenn ein Stamm bei seiner Wanderung ein Bächlein überschreiten mußte, so klammerte sich der reisige Mann an des Pferdes oder der Kuh Schwanz und ließ sich so hinüberschleudern. Wenn ein Brahmane des heutigen Indiens im Sterben liegt, ergreift er gleichfalls den Schwanz einer Kuh. Nicht anders geschah es beim Opfer. „Du begibst dich in die wahre Welt", redete man dann das Tier an. Es sollte den Menschen über das Wasser des Totenflusses hinweg entführen. Die Milchstraße, der alte Weg der Seelen, heißt in der alten Sprache so viel wie „Kuhpfad". Die Vorwelt konnte im Jenseits eben nichts anderes als eine Verlängerung des Diesseits sehen und beantwortete die Frage: „Wo ist der Tote geblieben?" nicht generell, sondern speziell, je nach den Umständen seines Todes und den Lieblingsneigungen seines Lebens, von denen er nicht unabhängig gedacht werden konnte. Der Jenseits-Glaube war weniger als irgend ein Teil des heidnischen Dogmas festgelegt; er bot den Spekulationen des Herzens und Verstandes den weitesten Spielraum.

Nicht für alle Folgezeit durfte dies gelten. Je mehr die Götter zu Personen wurden und einen eignen Hofstaat bekamen, mußte sich die Meinung Bahn brechen, daß sie ihr Gefolge durch die Schar ihrer Anhänger zu vergrößern, den einzelnen Getreuen aus Not und Gefahr in ihre Götterburgen zu entrücken bemüht seien. Das Treuverhältnis zwischen Wodan und seinen Helden, das diese, auf dem Schlachtfelde sterbend, symbolisch durch Einritzen mit einem Speere vollzogen, löste sich im Tode nicht. Der irdische Gefolgsmann kam in die Götterburg seines himmlischen Schlachtenführers, seines Herzogs und erfuhr, was dieser ihm bieten konnte, an Genuß und Freude aller Art. Fürwahr, das Leben der Edelsten und Tapfersten unserer Vorfahren wäre sehr arm gewesen, hätte es nicht mit dem Lichtblicke auf eine bessere Zukunft geschlossen.

Digitized by Google

Register der Eigen- und Gattungsnamen.
Termini technici.

Açvin 20.
Ahnen ſ. Zwerge.
Ahrimân 30.
Albrecht von Württemberg 82.
Alfen ſ. Zwerge.
Andwari 59.
Apollonia [die h.] 109.
Apſaras ſ. Nixen; Urvaçî.
Arwakr 94.
Asuras 65.
Balder 49f.; (ſeine Abkunft) 41 vgl. 51; (erſchafft Brunnen) 80; (ſein Ende) 33 vgl. 64; 70; (ſeine Verbrennung) 64; (ſeine Gattin opfert ſich ihm) 55.
Baldersbrönd 49; 80.
Baronga 102.
Baucis 66.
Beli 20.
Beowulf 4.
Berchta (mit Frigg mythologiſch verwandt?) 51; (hat entſtellte Füße) 18; (ſtraft faule Mädchen) 53 vgl. 35.
Beſtla 41.
Bifröſt 72.
Bismarck 83.
Blanik 82.
Blodughofi ſ. Freyr.
Börr 41.
Boldermann 82.
Bonifazius [der h.] 80.
Bragi 50.
Briſingamen ſ. Freyja.
Brunhilde vgl. Sigfrid; 48f.
Buddha 16.
Buri 41.
Charon 126.
Chriſtus 105 Anm. 1.
Çiva 13.
Danaë 76.
Demeter Phigaleia 89.
Dietrich 95.
Dioskuren 27.
Disir 62.
Donar vgl. Indra; Thuner; 41—45; — Abkunft, Ausrüſtung, Waffen: (ſeine mythiſche Verwandtſchaft) 48 vgl. 78; (hat eine Schädelverletzung) 16; (ſein Hammer) 20; 37; 42—44; (derſ. von Zwergen geſchmiedet) 58; 70; (derſ. von den Rieſen entwendet) 54; 70; (ſein Gürtel) Nachtr. zu 21; 42; (ſein Handſchuh) 42; (ſeine Geſpanntiere) 19; 42; 70; (dieſ. von Loki geſtohlen) 70; — als menſchengleiches Weſen: (ſeine Stärke) 20; (ſein Hunger) 23; (ringt mit dem „Alter") 10; 32; (kämpft mit der Midgardſchlange) 32f.; (nimmt an Hochzeiten teil) 27; 45; (iſt populärer als Wodan) 40; (ihm iſt der Donnerstag geweiht) 14; 45; (beſitzt eine Statue) 80; — (wird monotheiſtiſch ausgeſtaltet) 44 vgl. 55; — (ſeine naturſymboliſche Bedeutung) 10.
Dornröschen 49; 64.

Digitized by Google

Drachen vgl. Fafnir; Midgardwurm 25.
Draupnir 37.
Dumatier 103 Anm. 1.
Ebereſche ſ. Welteſche.
Elben } ſ. Zwerge; Rbhus.
Elfen }
Elli 32.
Engel 79.
Fafnir ſ. Drachen 91.
Fauſt 70.
Fenriswolf 69.
Ferdinand von Neapel 99.
Fiörgyn 48; 51.
Freke 51.
Freyfaxi 28.
Freyja vgl. Briſingamen; Frigg; 53—5; (ihre Verwandtſchaft) 24; 53; (ihr Falkengewand) 93; (ihre Geſpanntiere) 19 f.; 54; (ihr Halsband) 53; 58 f.
Freyrvgl Blodughofi; Gerdr; Skidbladnir; Skirnir; 48 f.; (ſeine Verwandtſchaft) 53; (ſeine Keule) 20; (ſein Schwert) 48 vgl. 58; (ſein Roß) 28; 48 vgl. 80; (ſein Eber) 48; (ſein Schiff) 48; 58; 70; 80; (ſeine Stärke) 20; (ſein Diener) 20; 48; (ſeine Geliebte) 48 f.; (ſein Grabmal) 81 vgl. 33.
Frīa 51.
Fricke 51; 53.
Friedrich Barbaroſſa 82 f.
Frigg vgl. Freyja; Wodan; 51—3; (ihre Verwandtſchaft) 41; (ihr Hofſtaat) 30; (ihre Goldgier und Putzſucht) 24; (ihre Sinnlichkeit) 34.
Frotho III 33.
Fui 51.
Fylgjen vgl. fylgjur 87.
fylgjur vgl. Fylgjen; 62; 85.
Garmr 18.
Gerdr ſ. Freyr.
Gersemi vgl. Kleinod; 24; 53.
Gertrud [die h.] 80.
Gervaſius von Tilbury 91.
Geſpenſter vgl. Weiße Frau; 17; 122—4.
Giganten ſ. Rieſen.
Gjällarhorn 72.
Goden ſ. Wodan.
Gungnir ſ. Wodan.
Gunther 17.
Gunthram 86.
Hades 120 f.
Hagen 17.
Harke 29; 51.
Heimchen ſ. Zwerge.
Heinrich IV 47.
Heinzelmännchen ſ. Zwerge.
Hel 120 f.; (ihre Abkunft) 69; (als Ausgangspunkt der Welteſche) 72; (exiſtiert neben dem Reiche Wodans) 40; (nimmt Baldern auf) 50; (die Grundvorſtellung von der H.) 120 f. vgl. 128.
Hellejäger 118.
Heracles 41.
Heufräulein 78.
Hexen; (reiten Säue) 20; (haben Umgang mit dem Teufel) 69; (küſſen die Erde) 78; (können ſich verwandeln) 69; (rauben und freſſen Kinder) 56; (gelten als Krankheitsdämoninnen 117.
Hexenneſt vgl. Weichſelzopf; 57.
Hlin 30.
Hnoss 24; 53.
Höder 49 f.; 70.
Holda ſ. Hulda.
Holle ſ. Hulda.
Hraesvelgr 94.
Hrafnkel 28.
Hrungnir 65.
Hugi 30 f.
Hulda vgl. Holda; Holle; (ihre mythologiſche Verwandtſchaft) 51; (der Hahn ihr Wächter) 93; (wohnt im Berge) 82; (iſt im Berge Mundſchenkin) 82; (ihr Kinderbrunnen) 75.
Hunde des Todes ſ. Kerberus.
Hvergelmir 72.
Idun (ihre Äpfel) 32; 55; (ihr Ende) 33.
Indra vgl. Donar; (dem Donar

Digitized by Google

ähnlich; wandert) 27; 42; (kämpft gegen Vrtra) 43.
Irmenſûl 73.
Ishtar 92.
Jörd 41; 78.
Jungbrunnen 75f.
Jupiter 47.
Karl d. Gr. 80; 82.
Karl von Preußen 80.
Karlsberg 82.
Kerberus vgl. Hunde des Todes; 18; 120.
Kleinod ſ. Gersemi.
Kornfräulein 78.
Kornjungfer 78.
Kyffhäuſer 82f. vgl. 39.
Kyklopen (ihr Äußeres) 16f.; (werfen Steine) 20 vgl. 65.
Laurin 129.
Leonhard [der h.] 80.
Lofna 30.
Loki 69—71; (ſein Hunger) 23; (ſeine Verwandlungsfähigkeit) 28; (erſcheint als Stute) 67; (in der Balderſage) 49; 70; (beſchimpft Freyja) 24; 54; (ſtiehlt das Halsband der Freyja) 53f.; (paktiert mit Wodan) 70.
Luna 3.
Manoharâ 76.
Maria [die h.] (tränkt Kinder) 28; (vertritt eine alte Göttin) 51f.; 58; 79f.
Mars 41.
Mars Thingsus 47.
Martin [der h.] 108.
Maruts 13.
Meerjungfrauen ſ. Nixen.
Meerminnen ſ. Nixen.
Menglod 24.
Merkur 40.
Merſeburg (Formeln von M.) 4; 38; vgl. 49; 51;
Michaël [der h.] 80.
Midgardwurm 32f.; 69.
Mimir 16; 72.
Mist 63.
Mooſweibchen 35.
Moſes 77.
Muni 30f.
Nanna (beſchenkt die Frigg) 24 vgl. 52; (ſtirbt mit ihrem Gatten) 50; 55.
Nerthus vgl. Njördr 55.
Nibelungen 59.
Nidden 21.
Nikur 76.
Nirrti 103.
Nixen vgl. Apſaras; Meerjungfrauen; Meerminnen; Nymphen; Seenixen; Urvaçî; Walküren; Waſſerfeeen; Waſſerjungfrauen; — (ihr Äußeres) 17f.; (ihre Eigenarten) 76; (ihre Nahrung) 23; (ihr Lebenselement) 27; (ihre Fruchtbarkeit) 75; (ihre Geburten) 89; (ihre Verwandlungsfähigkeit) 35; 88; (als Krankheitsdämoninnen) 76.
Njördr vgl. Nerthus; 53; 55.
Nornen 62f. vgl. 51; 72.
Nymphen ſ. Nixen.
Odenberg 82.
Odin ſ. Wodan.
Okeanus 129.
Olaf [der h.] 80.
Ormûz 30.
Ostara 55.
Oswalt [der h.] 80.
Paradies 129.
Perſer 103 Anm. 1.
Petrus 79; 81.
Philemon 66;
Phol 49.
Pilwiz-Schnitter 78.
Piute 106 Anm.
Polyphem 66.
Pukis 25.
Purûravas 88.
Quickbrunnen 75.
Râma 11; 59.
Ran 128.
Rbhus vgl. Elben; Elfen 58.
Reifrieſen ſ. Rieſen.
Retiarii 120.
Rieſen vgl. Giganten; Reifrieſen; 64—71; (ihr Körperbau) 17; (ihre Körperfunktionen und Verſtandesfähigkeiten) 22f.;

Digitized by Google

(sind bisweilen beflügelt) 93; (ihre Waffen) 20f.; (sind unersättlich) 23; (verzehren Menschenfleisch) 102; (die Weltesche reicht bis zu den Reifr. hinab) 72; (wohnen im Norden) 13.
Roggenmuhme 78.
Roßtrappen 68.
Rotkäppchen 120.
Rudolph 83.
Rudra 13.
Rüdmodis von Aducht 96.
Ruprecht [der h.] 80.
Saranyu 20.
Sarkau 69.
Savitar 30.
Scheol 113 ff.
Schlaraffenland 129.
Schlüsseljungfrau vgl. Tegernfelden; 35.
Schmuck s. Hnoß.
Schneewittchen 26.
Seenixen s. Nixen.
Sif (ihre Abstammung) 48; (ihr Haar) 70.
Sigfrid (Siegfried) vgl. Brunhilde; 24 f.; 91 vgl. 59.
Sigmund 126.
Simson 21.
Sinfiötli 126.
Sītā 11.
Sjöfn 30.
Skidbladnir s. Freyr.
Skirnir s. Freyr.
Skuld 72.
Sleipnir vgl. Wodan; (Reittier Wodans) 19; (schlägt Trappen) 68; (erweckt Quellen) 38.
Sokaris 116 Anm. 1.
Sol 3.
Stephan [der h.] 80.
Suessa 99.
Sūrya 30.
Tanfana 55.
Tannhäuser 81.
Tegernfelden vgl. Schlüsseljungfrau; 28.
Teufel (an die Stelle von Riesen getreten) 65; (seine Großmutter) 17; (mit Loki verwandt) 23; (hat Bocks- oder Pferdefuß) 17; (kann sich verwandeln) 69; (fürchtet sich vor dem Blitze) 44; (flieht die Eberesche) 73; (zeichnet Steine) 69; (hilft bei der menschlichen Arbeit) 28; 67; (geht Bündnisse ein) 70; (ist Baumeister) 65 ff.; (fordert Bauopfer) 99; (wird an Bäumen verehrt) 73; (hütet Schätze) 25.
Theophilus 70.
Thjazi 94.
Thruder 48.
Thrym 23.
Thuner s. Donar.
Tiw s. Ziu.
Trolle s. Zwerge.
Tyr s. Ziu.
Upsala 73; 104.
Urdarbrunnen (Urdbrunnen) 62; 72.
Urdr (Urd) 63; 72.
Urvaçī vgl. Apsaras; Walküren; 52; 88.
Utchen 82.
Vāc 50.
Vœttir vgl. Zwerge.
Vara 30.
Ve 30; 41.
Venus 51; 81.
Vili 30; 41.
Völsung 73.
Vör 30.
Vṛkodara 24.
Vṛtra 43.
Vulcanus 3.
Walhall (ihre Entstehung) 26; (von der Weltesche gestützt) 74; (als Residenz der Götter) 40; (auch bei den Südgermanen anzunehmen?) 17; 26.
Walküren vgl. Apsaras; Nixen; 62—64; (als Schwanenjungfrauen) 88—89.
Walpurgis 76.
Walther 17.
Wasserfeeen s. Nixen.
Wasserjungfrauen s. Nixen.
Waterkelpie 76.
Weichselzopf vgl. Wichte.

Digitized by Google

Weiße Frau vgl. Gespenster; (füttert Vieh) 29; (eine alte Göttin?) 35.
Weltesche vgl. Yggdrasil 72—74.
Wenzel 82.
Werdandi 72.
Wichte s. Zwerge.
Widolf 65.
Wieland 59.
Wilder Jäger vgl. Wütendes Heer; (sein mythologischer Ursprung) 76 f. vgl. 40 f.; (seine späte Entstehung) 13; (sein Wagen) 25; (Kot seiner Rosse) 25; (durch Wodan abgelöst) 39—41; (Frau Holle geleitet ihn) 82.
Wilhelm I 83.
Wittekind 80.
Wodan vgl. Frigg; Goden; Gungnir; Odin; Sleipnir; 37—41; — seine mythische Verwandtschaft: (seine Abkunft) 41 vgl. 30; (seine Gemahlin) 39; 41; 51; (sein Bund mit Loki) 69 f.; — Körper, Waffen, Attribute: (besitzt ein Auge) 16; trägt Falkengewand) 93; (kann sich verwandeln) 28; (sein Helm) 121; (sein Hut und Mantel) 18; (sein Speer) 20; 37 f.; 70; (sein Ring) 37; (seine späteren Mordinstrumente) 118; (sein Fangstrick) 39; (seine Waffen wechseln) 39; (sein Roß) 19; (seine Raben) 31; 38; (seine Wölfe) 38 f.; (seine Hunde) 77; — seine elementare Bedeutung: (als Sturmgott) 40 f.; (als Lichtgott) 15; — als menschengleiches Wesen: (er ist wenig populär) 40; 42; (wandert auf Erden) 27; (nimmt an Hochzeiten teil) 27; (ist Herr der Göttermädchen) 64; (ist von Frauenwesen umgeben) 34; (ist Frauenjäger) 29; 38 vgl. 35; (als Gott der Krieger und Walvater) 31; 64; 119; 130; — seine pantheistische Ausgestaltung: (er schläft im Berge) 82; (ist Totengott) 118 f. vgl. 39 f.; (führt die Seelen Verstorbener) 77 vgl. 39; 63; (ihm ist ein Wochentag heilig) 45; (er ist Göttervater) 38; 48; (ist Götterkönig) 13; 39 f.; (opfert sich selbst) 41; (besitzt eine Bildsäule) 24; 52; (ist Zauberarzt) 37 f.; (wird monotheistisch ausgestaltet) 40 vgl. 55.
Wolfesmage 23.
Wütendes Heer s. Wilder Jäger.
Yggdrasil s. Weltesche.
Ymir (seine Abkunft) 17; (seine Gestalt) 65; (sein Hunger) 23.
Zabergau 82.
Zeus 47; 76.
Ziu vgl. Tiw; Tyr; 16; 47.
Zwerge vgl. Ahnen; Alfen; Elben; Elfen; Heimchen; Heinzelmännchen; Trolle; Vœttir; Wichte; 56—60; 118 f.; — Figur und Charakter: 22; (Körperfunktionen) 22 f.; (sie können sich verwandeln) 56; 109; 118; (ihre Nahrung) 23; (sind elementare Geister) 43; — als Totengeister: (sie bewohnen Berge) 82 vgl. 95; 118; (stehlen Kinder) 78 vgl. 56 f.; (verzehren Menschenfleisch) 102; (werden den menschlichen Wohnsitzen ferngehalten) 121 f. vgl. 56 f.; (werden in Tiergestalt verehrt) 86; 118; — als Ahnenkultwesen: (sie wohnen unter dem Herde) 71; (nehmen keine Geschenke an) 19 vgl. aber 57; 108 f.; (vollbringen kunstvolle Arbeiten) 18; 24; 70; (verpflechten das Haar) 57 vgl. Weichselzopf; Hexennest; (betätigen sich im Hause) 13; 29; 57; (erhalten Opfer) 108 f.

Digitized by Google

Berichtigungen und Nachträge.

Seite	1	Zeile	11	von unten lies: Narren- statt: Narrn-
„	3	„	14	lies: „Essays über den Gallischen Krieg“ statt: „Gallischer Krieg.“
„	7	„	15	lies: Fürsten statt: Weise.
„	15	„	10	von unten lies: schimmelberittenen statt: Schimmelberittenen.
„	16	„	1	von unten lies: lamaistischen statt: Ihamaistischen.
„	17	„	9—10	lies: Walther statt: Walter.
„	19	„	9	von unten lies: Thing statt: Ting.
„	21	„	5	von unten ergänze: Der Kraftgürtel Donars ist bekannt.
„	32	„	10	lies: Idun statt: Idun.
„	32	„	25	lies: doch statt: und.
„	35	„	5	lies: taciteischen statt: tacitäischen.
„	35	„	8—5	von unten: vgl. Tacitus, Germania, Kap. 17; ferner Steinhausen, Aus Natur und Geistesw. 75, S. 129 Anm. 2.
„	36	„	17	lies: taciteische statt tacitäische.
„	39	„	11—14:	vgl. Wilhelm Uhl. Der Kaiser im Liede, Königsberg i. Pr. 1899, S. 17.
„	41	„	15	von unten lies: Vili und Ve statt: Vili und Be.
„	45	„	1 u. 20	von unten lies: wednesday statt: wednessday.
„	47	„	4	ergänze hinter Ziu: (Tyr).
„	77	„	8	von unten lies: Moses statt: Mosis.
„	83	„	1	von unten lies: Gespinnst statt: Gespinst.
„	87	„	11	von unten lies: genas statt: genaß.
„	93	„	1	lies: hraivadubō statt: hraivadubō.
„	93	„	13	lies: einen Vierklee statt: ein Vierklee.
„	94	„	7	von unten lies: das statt: daß.

Druck von Theodor Hofmann in Gera.

Digitized by Google

Verlag von B. G. Teubner in Leipzig und Berlin.

DIE KULTUR DER GEGENWART

IHRE ENTWICKLUNG UND IHRE ZIELE

HERAUSGEGEBEN VON PROF. PAUL HINNEBERG

In 4 Teilen. Lex.-8. Jeder Teil zerfällt in einzelne inhaltlich vollständig in sich abgeschlossene u. einzeln käufliche Bände (Abteilungen).

Die „Kultur der Gegenwart" soll eine systematisch aufgebaute, geschichtlich begründete Gesamtdarstellung unserer heutigen Kultur darbieten, indem sie die Fundamentalergebnisse der einzelnen Kulturgebiete nach ihrer Bedeutung für die gesamte Kultur der Gegenwart und für deren Weiterentwicklung in großen Zügen zur Darstellung bringt. Das Werk vereinigt eine Zahl erster Namen aus allen Gebieten der Wissenschaft und Praxis und bietet Darstellungen der einzelnen Gebiete jeweils aus der Feder des dazu Berufensten in gemeinverständlicher, künstlerisch gewählter Sprache auf knappstem Raume.

Teil I: Die geisteswissenschaftlichen Kulturgebiete. I. Hälfte.
Religion und Philosophie, Literatur, Musik und Kunst mit vorangehender Einleitung zu dem Gesamtwerk.

Abt. 1. Die allgemeinen Grundlagen der Kultur der Gegenwart.
Abt. 2. Aufgaben und Methode der Geisteswissenschaften.
Abt. 3. Außerchristliche Religionen.
Abt. 4. Die christliche Religion mit Einschluß der israelit.-jüd. Religion.
Abt. 5. Allgem. Geschichte der Philosophie.
Abt. 6. Systematische Philosophie.
Abt. 7. Die orientalischen Literaturen.
Abt. 8. Die griechische und lateinische Literatur und Sprache.
Abt. 9. Die osteuropäischen Literaturen und die slawischen Sprachen.
Abt. 10. Die deutsche Literatur und Sprache. Allgemeine Literaturwissenschaft.
Abt. 11. Die romanische und englische Literatur und Sprache.
Abt. 12. Die Musik.
Abt. 13. Die orientalische Kunst. Die europäische Kunst des Altertums.
Abt. 14. Die europäische Kunst des Mittelalters und der Neuzeit. Allgemeine Kunstwissenschaft.

Teil II: Die geisteswissenschaftlichen Kulturgebiete. 2. Hälfte.
Staat und Gesellschaft, Recht und Wirtschaft.

Abt. 1. Völker-, Länder- und Staatenkunde.
Abt. 2. Allgemeine Verfassungs- und Verwaltungsgeschichte.
Abt. 3. Staat und Gesellschaft des Orients.
Abt. 4. Staat und Gesellschaft Europas im Altertum und Mittelalter.
Abt. 5. Staat und Gesellschaft Europas und Amerikas in der Neuzeit.
Abt. 6. System der Staats- und Gesellschaftswissenschaft.
Abt. 7. Allgemeine Rechtsgeschichte.
Abt. 8. Systematische Rechtswissenschaft.
Abt. 9. Allgemeine Verfassungsgeschichte.
Abt. 10. System der Volkswirtschaftslehre.

Teil III: Die naturwissenschaftlichen Kulturgebiete. Mathematik, Anorganische und organische Naturwissenschaften, Medizin.

Teil IV: Die technischen Kulturgebiete. Bautechnik, Maschinentechnik, industrielle Technik, Landwirtschaftliche Technik, Handels- und Verkehrstechnik.

Digitized by Google

89094609153

B89094609153A

ezial-Prospekte über die einzelnen Abteilungen (mit Auszug rausgebers, der Inhaltsübersicht des Gesamterzeichnis und mit Probestücken aus dem sch umsonst u. postfrei vom Verlag versandt.

Von Teil I und II sind erschienen:

Teil I, Abt. 1: Die allgemeinen Grundlagen der Kultur der Gegenwart. Inhalt: Das Wesen der Kultur: W. Lexis. — Das moderne Bildungswesen: Fr. Paulsen. — Die wichtigsten Bildungsmittel. A. Schulen und Hochschulen. Das Volksschulwesen: G. Schöppa. Das höhere Knabenschulwesen: A. Matthias. Das höhere Mädchenschulwesen: H. Gaudig. Das Fach- und Fortbildungsschulwesen: G. Kerschensteiner. Die geisteswissenschaftliche Hochschulausbildung: Fr. Paulsen. Die naturwissenschaftliche Hochschulausbildung: W. v. Dyck. B. Museen, Kunst- und Kunstgewerbe-Museen: L. Pallat. Naturwissenschaftlich-technische Museen: K. Kraepelin. C. Ausstellungen. Kunst- und Kunstgewerbe-Ausstellungen: J. Lessing. Naturwissenschaftlich-technische Ausstellungen: O. N. Witt. D. Die Musik: G. Göhler. E. Das Theater: P. Schlenther F. Das Zeitungswesen: K. Bücher. G. Das Buch: R. Pietschmann. H. Die Bibliotheken: F. Milkau. — Die Organisation der Wissenschaft: H. Diels [XV u. 671 S.] 1906. Preis geh. *M.* 16.—, in Leinwand geb. *M.* 18.—

Teil I, Abt. 3, 1: Die orientalischen Religionen. Inhalt: Die Anfänge der Religion und die Religion der primitiven Völker: Ed. Lehmann. — Die ägyptische Religion: A. Erman. — Die assyrischen Religionen: Die babylonisch-assyrische Religion: C. Bezold. — Die indische Religion: H. Oldenberg. — Die iranische Religion: H. Oldenberg. — Die Religion des Islams: J. Goldziher. — Der Lamaismus: A. Grünwedel. — Die Religion der Chinesen: J. J. M. de Groot. — Die Religion der Japaner: a) Der Shintoismus: K. Florenz, b) Der Buddhismus: H. Haas. [VII u. 267 S.] 1906. Preis geh. *M.* 7.—, in Leinwand geb. *M.* 9.—

Teil I, Abt. 4: Die christliche Religion mit Einschluß der israelitisch-jüdischen Religion. Inhalt: Die israelitisch-jüdische Religion: J. Wellhausen. — Die Religion Jesu und die Anfänge des Christentums bis zum Nicaenum (325): A. Jülicher. — Kirche und Staat bis zur Gründung der Staatskirche: A. Harnack. — Griechisch-orthodoxes Christentum und Kirche in Mittelalter und Neuzeit: N. Bonwetsch. — Christentum und Kirche Westeuropas im Mittelalter: K. Müller. — Katholisches Christentum und Kirche in der Neuzeit: F. X. Funk. Protestantisches Christentum und Kirche in der Neuzeit: E. Troeltsch. — Wesen der Religion und der Religionswissenschaft: E. Troeltsch. — Christlich-katholische Dogmatik: J. Pohle. — Christlich-katholische Ethik: J. Mausbach. — Christlich-katholische praktische Theologie: C. Krieg. — Christlich-protestantische Dogmatik: W. Herrmann. — Christlich-protestantische Ethik: R. Seeberg. — Christlich-protestantische praktische Theologie: W. Faber. — Die Zukunftsaufgaben der Religion und die Religionswissenschaft: H. J. Holtzmann. [XI u. 752 S.] 1906 Preis geh. *M.* 16.—, in Leinwand geb *M.* 18.— Auch in 2 Hälften: 1. Geschichte der christlichen Religion. geh. *M.* 9.60, geb. *M.* 11.— 2. Systematisch-christliche Theologie geh *M.* 5.60, geb. *M.* 8.—

Teil I, Abt. 5: Allgemeine Geschichte der Philosophie. Inhalt: Die Anfänge der Philosophie und die Philosophie der primitiven Völker: W. Wundt. — Die orientalische Philosophie des Altertums, Mittelalters und der Neuzeit. Indische Philosophie: H. Oldenberg. — Semitische Philosophie: J. Goldziher — Chinesische Philosophie: [illegible] — Japanische Philosophie: Inouye. — Die europäische Philosophie: Altertum: W. Windelband. Mittelalter: Cl. Baeumker. Neuzeit: W. Windelband. [illegible] geh. *M.* 5.—, in Leinw. geb. *M.* 10.—

Teil II, Abt. 1: Systematische Philosophie. Inhalt: Das Wesen der Philosophie: [illegible] — Erkenntnistheorie: A. Riehl. — Metaphysik: W. Wundt. — [illegible] — Psychologie: H. Ebbinghaus. — Philosophie der [illegible] — Pädagogik: W. Münch. — Ästhetik: [illegible] — Philosophie: Fr. Paulsen. [VII u. 482 S.]

Digitized by Google

b89094609153
b89094609153a